BIO FORUM Schweiz

Kultur und Politik

4›15

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Hörnerspiel im Winter Foto: Kurt Graf

Zuwachs in Vorstand und Beirat.

Malen und Bauern ist ein und dasselbe. Hanspeter Hunkeler

Ökolandbau quo vadis? Hardy Vogtmann

Ernährungssouveränität. Ulrike Minkner und Martin Köchli

Miteinander reden und offen sein (Hofübergabe). Sonja Korspeter

Famile Frei (Hofnachfolge). JakobWeiss

Schwergewichte: runter vom Acker! Nikola Patzel

«Wir wollen keine gnädigen Geschenke.» Ottmar Ilchmann

Warum die Schweizer Waldwirtschaft gut ist. Christian Küchli

Kostenwahrheit? Jakob Weiss

Bäuerliches Wissen teilen und weiterentwickeln. Sonja Korspeter

SINNvolle Kontrollen. Tania Wiedmer

Napfmilch. Die unrühmliche Seite eines Vorzeigeprojektes. Wendy Peter

Zwischen Himmel und Erde gesetzt. Martin Köchli

Eigenständigkeit für den Biolandbau

Als Hans Müller im Jahr 1946 eine Zeitschrift gründete, wählte er einen Namen, der damals dutzende Presseerzeugnisse zierte, aber nur als Untertitel: bei grossen liberalen Tageszeitungen wie auch allerhand Parteiblättern. Müller hingegen wollte fürs Landvolk die **«Kultur und Politik»** ganz vorne stehen sehen, weil die Bäuerinnen und Bauern auch dort eigenständig sein und bleiben sollten.
Nachdem sich der Herausgeber dieser Zeitschrift, das heutige Bioforum Schweiz, in den Fünfzigerjahren in eine Biolandbau-Institution verwandelt hatte, wurde der Name der Hauszeitschrift zwar immer wieder als zu allgemein infrage gestellt, aber doch stets belassen. **Denn es ist das Biolandbau-typische weite Spektrum an Wahrnehmungsarten und Fragen nach Zusammenhängen, das offendenkend Trend-Meinungen infrage stellt, ohne dabei ständig auf die Mehrheitsfähigkeit der eigenen Position zu schielen.** Zum eigenständigen Handeln hilft es, eine echte Vielfalt an Erfahrungen und Meinungen zu kennen, worin diese Ausgabe Sie wieder unterstützen möchte:

Drei neue Mitgestalter in Vorstand und Beirat stellen hier ihre Perspektiven vor: Claudia Meierhans bringt Bildungswesen und Kulturvergleich ein, Tania Wiedmer wechselte von einer Kontrollstelle ans Bioforum und Tobias Brülisauer kennt als langjähriger Bioberater das ganze Spektrum; und alle drei haben ihre eigene Landwirtschaft! Wir freuen uns über diese neu hinzugekommenen eigenständig-vielfältigen Persönlichkeiten!

Um die Vielfalt bodenständiger Biolandbau-Möglichkeiten zu verteidigen und zu stärken, auch gegenüber den Gefahren im sogenannten «Bio 3.0»-Konzept, griff FiBL-Gründungspräsident Hardy Vogtmann für uns in die Tasten. Er stellt die Frage: **«Biolandbau, quo vadis?»** – Für die gewollte Eigenständigkeit in der landwirtschaftlichen Weg-Wahl ist auch eine solide «Ernährungssouveränität» grundlegend. Dies zeigen Ulrike Minkner und Martin Köchli in ihren Beiträgen aus politischer und kultureller Perspektive.

Ein Schwerpunkt dieses Heftes ist die «Milch» – wegen der zurzeit wieder viele Kühe und Kuhhalter zu Opfern leicht wahnhafter Illusionen über «Produktionssteigerung» oder täuschender «Marktmechanismen» werden. Ottmar Ilchmann schreibt über Milchbauern-Proteste. Wendy Peter erzählt, wie das ehemalige Vorzeigeprojekt «Napfmilch» traurig seine Selbstbestimmtheit verlor, weil ein in der Not erhaltener Handschlag und ein Versprechen nichts zählten.

Unsere treuen Leser erinnern sich vielleicht an das «Farmerswiki»-Experiment des Bioforums vor einigen Jahren. Es war leider schiefgegangen. Jetzt sind zwei neue Initiativen für die leicht verfügbare Dokumentation bäuerlichen Wissens gestartet: http://terrabc.org und http://fundus-agricultura.wiki. Sonja Korspeter stellt das erste davon näher vor. **Landwirtschaftliche Selbstverantwortung wieder mehr zu achten,** ist auch das Ziel von Tania Wiedmers Beitrag über «SINNvolle Kontrollen».

Von Hoferneuerungen, die zugleich eine gute Kontinuität sichern, handeln zwei Artikel dieser Ausgabe: über eine familiäre Hofnachfolge einerseits und eine ausserfamiliäre Hofübergabe andererseits. Weil das Thema «Hofnachfolge» oft unglücklicherweise mit viel Leid verbunden ist, freuen wir uns besonders über diese ermutigenden Berichte, die hier und dort anregend und inspirierend wirken können.

Und die Redaktionsgruppe ist glücklich, dass wir die Kulturseite diesmal direkt **zusammen mit einem Künstler** in Wort und Bild gestalten durften. Der Bauer und Maler Hanspeter Hunkeler wird wohl auch in Zukunft daran mitwirken, uns die kulturelle Dimension des Landes in Erinnerung zu rufen.

Eine vielfältige Lektüre wünscht Ihnen mit herzlichen Grüssen aus der Redaktion

Nikola Patzel

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg / Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.
Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg. IBAN DE56 6305 0000 0000 0832 54, BIC-Code SOLADES1ULM

Zuwachs in Vorstand und Beirat des Bioforums

Claudia Meierhans, neu im Vorstand

Das NaturGut Katzhof in Richenthal ist mein Zuhause. Hier auf dem windigen Hügel westlich des Wiggertals ganz im Norden des Kantons Luzern bewirtschafte ich zusammen mit meinem Mann seit Anfang 2015 einen 15-ha-Betrieb nach den Richtlinien von Bio Suisse. Auf diesem Flecken Erde erhalten und ermöglichen wir die Vielfalt und können Weitsicht, Bildung, Beweglichkeit und Verbundenheit pflegen.

Weitsicht. Die Kinder- und Jugendjahre habe ich auf dem Katzhof verbracht. Globale Zusammenhänge und das Zusammenleben von Mensch und Natur haben mich stets interessiert. So studierte ich Geographie mit seinen weiten Bezügen zu Natur- und Sozialwissenschaften, reiste durch verschiedene Regionen der Welt, trieb Schafe und Yaks mit ladakhischen Bauern im Norden des Himalaya, lebte mit kirgisischen Hirten auf Hochweiden und bengalischen Familien in der 14-Millionen-Stadt Dhaka. Diese Erfahrungen und meine Ausbildungen zur Nebenerwerbslandwirtin und Yogalehrerin erweiterten meine Sichtweise und prägten meine Haltung gegenüber Neuem und Ungewohntem. Dies scheint mir für die Gestaltung der heutigen Landwirtschaft ganz zentral.

Bildung. Aktuell arbeite ich neben der Landwirtschaft als Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Zug. Am Institut für internationale Zusammenarbeit in Bildungsfragen IZB wirke ich im Themenbereich der interkulturellen Verständigung – ein zentraler Aspekt für Fragen der Nachhaltigkeit.

Claudia Meierhans Foto: zVg

Die Landwirtschaft als Bildungsstätte für unser soziales Hofnetzwerk zugänglich zu machen, ist mir genauso wichtig, wie persönliche Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten wahrzunehmen und zu nutzen.

Beweglichkeit. Die geistige und körperliche Beweglichkeit pflege ich mit Yoga, Lesen und Diskutieren. Auch starren Wirtschaftsstrukturen möchte ich Beweglichkeit verleihen. Deshalb haben mein Mann und ich diesen Sommer ein Vertragslandwirtschaftsprojekt mit wöchentlichen Gemüsetaschen ins Leben gerufen, das aktuell 10 Mitglieder umfasst.

Verbundenheit. Die Verbundenheit mit mir selber und mit der Natur sind meine Energiequellen. So können wechselseitige Beziehungen entstehen, die sich gegenseitig unterstützen und nähren. Dies ist auch ein wichtiges Ziel in der Bewirtschaftung von unserem Hof.

Diese Leitgedanken und Wertvorstellungen erkenne ich auch in den Leitlinien des Bioforums. Deshalb freue ich mich, dass ich in Zukunft einen Teil meiner Zeit und Energie im Vorstand des Bioforums investieren kann.

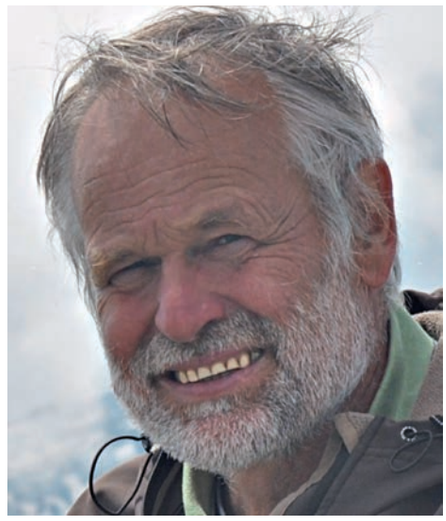
Tobias Brülisauer, neu im Beirat

Stichworte zu meiner Person

- 1957 geboren, verheiratet, 5 Kinder
- Landw. Ausbildung bis Meisterprüfung
- Während 25 Jahren Pächter eines Biobetriebes in Teufen AR
- In dieser Zeit 10 Jahre Vorstandsmitglied bei Bio Ostschweiz, 4 Jahre Fachkommission Milch der Bio Suisse
- Seit 2010 Mitarbeiter in der Fachstelle Biolandbau im Kanton St. Gallen und Biokontrolleur. Beurteilung von BFF-Qualitätselementen und Biodiversitätsberatungen

Gedanken zum Bioforum

Vor einigen Jahren war ich zum ersten Mal Teilnehmer an einem Möschberg-Gespräch. Damals traf ich dabei zahlreiche weitere Berufskollegen, die wie ich, aus der bäuerlichen Praxis kamen. Letztes Jahr habe ich mich nach längerer Pause wieder fürs Gespräch angemeldet. Leider fand dann mangels Anmeldungen das vorgesehene Programm nicht statt. Stattdessen wurden die Teilnehmer angefragt, ob sie bereit wären, zusammen mit dem Vorstand die weitere Zukunft des Bioforums zu besprechen.



Tobias Brülisauer Foto: zVg

So hat diese Runde recht intensiv über den Biolandbau, dessen Weiterentwicklung und wie sich das Bioforum darin positionieren soll, diskutiert. Ich stellte fest, dass in dieser Runde die praktischen und aktiven Biobauern ziemlich untervertreten waren. Durch meine jetzige Tätigkeit in der Beratung und Kontrolle habe ich den Blick in die Praxis immer noch deutlich vor mir und sehe die Wechselwirkungen, in denen die heutigen Biobauern sich bewegen müssen. Ich finde, dass es für das Bioforum nicht gut ist, an der Zukunft des Biolandbaus weiterzudenken, wenn die aktive Bauernschaft nicht mehr dabei ist. Deshalb habe ich hin und wieder etwas provokative Gedanken, wie den Melkroboter auf dem Biobetrieb, eingebracht. Können wir die Augen davor verschliessen und nur dem Bioidyll nacheifern? Oder hat auch ein solcher Betrieb Platz im Bioforum? Ist der Bio-Grossbetrieb nur negativ? Und wo beginnt denn der Grossbetrieb? Noch sind die Fragen nicht geklärt. Aber es ist spannend, an ihnen zu arbeiten, die möglichen Dimensionen auch im Biolandbau zu sehen und das wertvolle Neue zu akzeptieren, ohne dabei von den wichtigen und bewährten Grundsätzen unserer Vorfahren abzuweichen.

Die Bandbreite unter den Biobauern ist in einer sehr kurzen Zeit sehr viel grösser geworden. Es ist wichtig, dies anzuerkennen und trotzdem das gemeinsam Verbindende nicht aus dem Auge zu verlieren. Dazu möchte ich als Beirat im Bioforum Möschberg meinen Teil beitragen.

Tobias Brülisauer, Ebni 27, 9035 Grub AR, 071 891 19 06, wonnenstein@bluewin.ch

Tania Wiedmer neu im Vorstand

Warum ich zum Vorstand des Bioforums gestossen bin? Die Art und Weise, wie im Bioforum diskutiert und miteinander umgegangen wird, und die Themen, die diesem Verein wichtig sind, teile ich.

Tania Wiedmer Foto: zVg

Ich habe nach der Matura **in Luzern die verkürzte Lehre zur Landwirtin gemacht,** mit dem Ziel, Agronomie an der Fachhochschule zu studieren. Das Ziel war das Studium, weil ich mir als zierlicher Frau die Arbeit in der Landwirtschaft nicht zutraute. Aber eigentlich liebe ich nichts mehr, als die praktische Arbeit draussen mit theoretischem Hintergrund und Erfahrungswissen zu kombinieren. Nach dem Studium fing ich **2007 als Zertifizierungsleiterin bei der Bio Test Agro** in Münsingen (Bern) zu arbeiten an. Die Grundauffassung dieses Unternehmens entsprach mir und ich hatte die Möglichkeit, dort verschiedene Aufgaben wahrzunehmen.

Nach der Geburt meines zweiten Kindes zogen wir in die Westschweiz. Ich merkte auch, dass ich mehr praktisch arbeiten wollte und die Kontrolle, wie sie heute durchgeführt wird, nicht mehr meiner Vorstellung entspricht. **Jahr für Jahr kamen mehr Programme dazu, die häufig wenig mit Biolandbau zu tun hatten, und so blieb immer weniger Zeit für den wertschätzenden Austausch**. Immer weniger spürte ich auch den Willen innerhalb des Unternehmens, dies zu ändern. Ich blieb noch eine Zeit im Verwaltungsrat der Bio Test Agro, bevor ich mich zu einem Engagement an einem neuen Ort entschloss: Und so fragte ich beim Bioforum an. Ich kannte das Bioforum durch die Zeitschrift Kultur und Politik und durch Wendy Peter, welche im Lenkungsgremium der Bio Test Agro Einsitz hat.

Ich bin heute 32 Jahre alt und bewirtschafte – neben meiner Aufgabe als Mutter – 30 Aren Land in Epagny (Gruyères) auf 700 m.ü.M. Viele Leute fragen mich, ob ich Permakultur mache, was ich gewöhnlich verneine. Permakultur verlangt viel Wissen, und dieses bin ich erst am Aufbauen. Ich kann es eher so beschreiben: **Sorgsames Eingreifen ist mir wichtig, auch wenn mir als Mensch nicht immer klar ist, was 'sorgsam' eigentlich ist, was die Natur als 'sorgsam' empfindet.** Motorisierte Maschinen kommen bei mir sehr selten zum Einsatz, aus energetischen Gründen, aber auch, weil es ohne sie schöner ist. Wir haben eine grosse Vielfalt an Kulturpflanzen: Beeren, Obst- und Nussbäume sind dabei die wichtigsten Pflanzen, deren Früchte in Zukunft auch zum Verkauf angeboten werden können. Gemüse, Kartoffeln, Kräuter und Getreide werden für den Eigengebrauch angepflanzt. Wir haben einen Hochstammobstgarten, der mit obengenannten Pflanzen unterpflanzt ist. Mit der Zeit soll daraus ein

Junge Obstbäume neben Beeren Foto: zVg

Waldgarten entstehen. Tiere halte ich keine, weil ich nicht weiss, ob Menschen Tiere überhaupt artgerecht halten können. Und wiederum, weil es energetisch wenig Sinn macht, Pflanzen für Tierfutter zu kultivieren, zumindest wo wir persönlich klimatisch in einer Lage leben, wo Pflanzen für den menschlichen Verzehr gut gedeihen.

Aus diesen Gründen **nehme ich auch praktisch keine tierischen Produkte zu mir,** wenn ich für mich wählen kann. Weil für mich «nur» vegetarisch zu leben wenig Sinn macht. Wenn man anerkennt, dass z.B. bei Milchkonsum Jahr für Jahr ein Kalb geschlachtet wird, muss man sich fragen, warum man vegetarisch essen will. Darum ist die rein pflanzliche Ernährung das Naheliegende, wenn man aus ethischen und ökologischen Gründen die Tierhaltung und Schlachtung ablehnt oder zumindest in Frage stellt. Ich habe lange mehr oder weniger alles gegessen, davon die meiste Zeit kein oder sehr wenig Fleisch. Natürlich war mir damals schon wichtig, dass es biologisch, regional, saisonal usw. war. Aber heute möchte ich einige Fragen noch konsequenter beantworten können, bevor ich «konsumiere». Was macht Sinn und ist vertretbar? Wobei es da sehr spannend werden kann, wenn man ethisch und ökologisch konsequent richtig «konsumieren» will. In diesem Punkt geselle ich mich nicht gerne zu den «ökologisch und landwirtschaftlich nicht versierten cashew- und avocadoessenden Veganern». Ich möchte die Fragen des vertretbaren Konsums bei jeglichen Gütern stellen, nicht nur bei Lebensmitteln. Anders und weniger zu konsumieren macht auch freier.

Das oben erwähnte «artgerecht» ist für mich ein wichtiges Gebiet, welches ich auch auf Menschen ausdehnen möchte. **Wie können wir wissen, was artgerechte Tierhaltung ist, wenn die meisten von uns selber von der Wiege (oder eben vom Tragtuch) bis hin zur Bahre nicht artgerecht leben können?** Können wir dann empathisch gegenüber andern Mitgeschöpfen reagieren? Darüber würde ich gerne mal etwas im Kultur und Politik lesen. Wenn ich meinen Text so lese, tönt das so, wie ich mir das vorgestellt habe. Eigentlich bin ich aber auch beim Bioforum, weil ich hier andere suchende Menschen finde. Denn so klar ist das alles nicht. Aber schön. ●

Mischkultur Erdbeeren-Zwiebeln Foto: zVg

Malen und Bauern ist ein und dasselbe

Im Gespräch mit Hanspeter Hunkeler von der Ronmühle im Kanton Luzern

Nikola Patzel für K+P: Herr Hunkeler, wem gehört Ihre Aufmerksamkeit im Alltag?
Wenn ich morgens aufwache, kommt erst ein «Leben vor dem Tagwerk»: Ich bin mit allen Sinnen offen für das, was ich wahrnehme. Die ersten Eindrücke geben mir ein Bauchgefühl für den Tag. Eine Kuh, ein Vogel, ein Lichtspiel kann mein Gespür anregen. Und wenn ich das Gefühl habe, dass etwas nicht in Ordnung ist, muss ich dem nachgehen. – Normalerweise gehört meine Aufmerksamkeit meinen Mitmenschen und der Arbeit mit der Staffelei, den Kühen und dem Acker.

Sie schreiben auf Ihre Homepage: Ihr Land ist für Sie wie eine Maler-Leinwand. Wie meinen Sie das?
Ich habe als Landeigentümer die Möglichkeit, meinen Arbeitsplatz selber zu gestalten. Mit Bäumen sieht es anders aus als ohne, mit Weide anders als mit Ackerbau. Jedes Lebewesen gestaltet sein Umfeld: jeder Regenwurm, jeder Biber und jede Kuh – und ich auch! Für mich heisst Gestalten auch Verantwortung übernehmen.

Sie leben in einer Kulturlandschaft. Haben Sie die verändert?
Das Grasland dominiert unseren Betrieb, aufgelockert durch den Ackerbau und durchzogen von vielen Hecken, auch neu gesetzten. Ich freue mich, die Lebewesen darin zu sehen und zu hören, und es gibt eine Befriedigung zu wissen: Es haben noch andere Platz auf diesem Hof. Und über den eigenen Zaun hinaus weiss ich: Die Ernährungsstruktur unserer Kultur verändert die Landschaft.

Was sagen Ihre Nachbarn dazu, dass Sie malen?
Die einen sagen: «Malen kann er, aber vom Bauern hat er keine Ahnung» – und die anderen sagen, «bauern kann er, aber malen?». Ich sehe mich aber nicht zwischen Stuhl und Bank, sondern am Waldrand oder am Ufer, in einem Grenzbereich eben. Dort ist das Leben besonders stark und vielfältig. Und ich muss sagen: Für mich gehört beides zusammen, Malen und Bauern ist ein und dasselbe. Das offene Hinschauen, das Gespür schützt vor einseitigen Spezialisierungen, vor Sektierertum und anderen Sackgassen. Wir sollten nicht jeden Tag dasselbe sehen oder sehen wollen. Wenn man die Natur wirklich ernst nimmt und sich selber in sie hineinstellt, merkt man, dass sie gar nicht jeden Tag gleich sein kann.

Zurück zur Kultur: Sie haben im Vorgespräch gesagt, Kultur werde gesellschaftlich als etwas aus der Stadt wahrgenommen, dabei könne das Land hierzu auch Wesentliches beitragen.
Die ländliche Bevölkerung der Schweiz ist früher vor lauter Traditionsverwurzelung mit seinen Arbeitsweisen, Geschichten und Riten gar nicht so sehr zum Nachdenken über die eigenen Kulturformen und die Schönheit des Landes gekommen. Das haben dann oft die Städter übernommen, die auf dem Land etwas fanden, was sie bei sich verloren zu haben glaubten. Aber auf dem Land können wir genauso ein Philosoph oder ein Künstler sein, wenn etwas ökonomischer Freiraum für anderes ausser Chrampfen besteht. Dann kommen wir in ein neues Wechselspiel mit städtischen Kulturszenen, was sehr wichtig wäre. Denn alle Kulturträger sind auch Multiplikatoren.

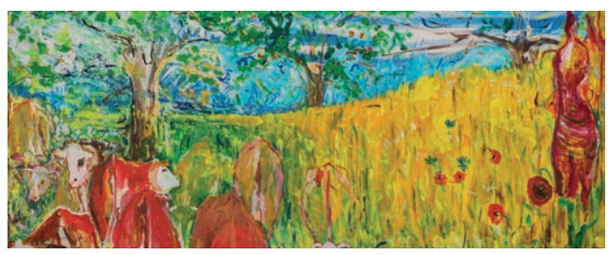
Was bedeutet Ihnen das Land für Ihre Kunst?
Wenn ich an einem Baum vorbeigehe und ein Windspiel höre und ein Lichtspiel sehe, dann tut das ein Bild auf nach innen. Fragen und Erinnerungen werden wieder wach. Wenn ich dann später ein Bild dazu male, dann will ich dieses Gefühl, diese Erinnerung darin wieder erleben. Ich will nichts einfangen, sondern auslösen. Meine Aufgabe als Künstler heute ist da ganz ähnlich wie die der Menschen, die vor Jahrtausenden Felsmalereien machten: Man sieht und spürt etwas, versteht etwas von der Natur, das nicht ganz erklärt, aber gemalt werden kann. Und wenn wir die Natur so besser verstehen, dann wissen wir auch, wie wir mit ihr umgehen dürfen und wie weit wir gehen dürfen. Und auch Pech im Stall kann ich an der Staffelei verarbeiten.

Welche Möglichkeiten sehen Sie im Bioforum, um solche Werte zu leben?
Kulturfördernd ist alles, was eine Plattform ist für Fragen nach Zusammenhängen. Wichtig ist, zu allem Fragen zu stellen, auch zu sich selber. Wir müssen den Spezialisierungswahn hinterfragen, die Ideologien hinterfragen, all diese Labels auch mal als Symptome einer Krankheit des Ganzen sehen und das Visier stets offen behalten. Es gibt kollektiv einen starken Wind zurzeit, aber wo ein Wind weht, da gibt es auch Windschatten. Den muss man sehen, auch im Sozialen, im Wechsel zwischen verschiedenen Tätigkeiten. Vielschichtigkeit schützt vor Burnout und kann kulturell weiterbringen. Solche Wege zu nehmen, unterstützt das Bioforum bereits, aber da gäbe es auch noch mehr Möglichkeiten. ●

Bild-Triptychon «Integriert» von Hanspeter Hunkeler.
www.hphunkeler.ch — Fotos: Janosch Hugi

Bedrohte Lebensvielfalt in der Landschaft

Menschen in der Mitte



Milch und Fleisch drängen ins Ackerland

Ökolandbau quo vadis?

Die Angst, technologisch abgehängt zu werden, könnte zu Zwei-Klassen-Ökolandbau führen

Hardy Vogtmann.[1] Wenn wir diese Frage «*Wohin gehst du?*» stellen, dann muss klar sein, dass es in der Zukunft des Ökolandbaus nicht nur einen Weg geben wird. So vielgestaltig wie Böden, Landschaften, Biodiversität, soziale Strukturen und kulturelle Hintergründe und vieles mehr sind, **so vielfältig werden die unterschiedlichen Ausgestaltungen des Ökolandbaus sein.**

Selbstverständlich stellen die vier Grundprinzipien des Ökolandbaus, die von der internationalen Föderation der Biolandbaubewegungen (IFOAM) formuliert wurden, ein einheitliches Fundament für alle dar: **«Gesundheit, Ökologie, Anständigkeit/Gerechtigkeit und Sorgsamkeit.» Hier dürfen keine Kompromisse eingegangen werden.** Die Ausgestaltung dessen, was auf diesem Fundament steht, mag aber durchaus unterschiedlich sein. Da stossen ja häufig auch von uns erarbeitete starre Richtlinien-Regeln für den Ökolandbau und die Verarbeitung an ihre Grenzen.

Kontrollen im Dienste der Wirtschaft

Dort achten wir in erster Linie auf die Kontrolle eines ökologisch orientierten Landwirtschaftssystems. Das gegenwärtige, auf lineares Wachstum getrimmte Wirtschaftssystem lässt auch den Ökolandwirten keine andere Wahl, als sich auch über die «Produktionsleistungen» wie Ertrag/Hektar, Milch- oder Legeleistung oder Gewichtszunahme pro Tier und Tag zu definieren. Die übrigen Leistungen der Landwirtschaft bleiben dagegen in der Regel ausserhalb der Betrachtungen: nämlich Wasser und Luft sauber zu halten, biologische Vielfalt und Bodenfruchtbarkeit zu erhalten und zu fördern, auch Überflutungen und Bodenerosionen zu verhindern, auch eine vielfältige Landschaft mit enormem Erholungswert zu gestalten.

Im Ökolandbau entstehen viele Werte!

Der Ökolandbau hat diese Gemeinwohlleistungen immer gebührend wertgeschätzt. Auch der Klimaschutz und im sozialen Bereich die Arbeitsplatz-Erhaltung im ländlichen Raum gehören dazu. In den Richtlinien der Ökolandbauverbände erscheinen auch Naturschutz und das Tierwohl als Handlungsziele. **Bei der (auch ökonomischen) Bewertung dieser Gemeinwohlleistungen stehen wir erst am Anfang.** Politisch ist mit der Studie zur «Ökonomie der Ökosysteme und Lebensvielfalt» die (auch in ökonomischer Hinsicht) grosse Wertigkeit der Biodiversität und der damit verbundenen Ökosystemleistungen aufgezeigt worden (www.teebweb.org). Nun hat sogar die Institution «Umweltprogramm der Vereinten Nationen» (UNEP) eine Arbeitsgruppe eingesetzt, um diesen Aspekt ganz spezifisch auf die Landwirtschaft ausgerichtet zu untersuchen und dabei auch die wirklichen Kosten für unsere Lebensmittel darzustellen («The true cost of food»).

Ist Ganzheitlichkeit in der Zwangsjacke möglich?

Es liegen grosse Chancen für den Ökolandbau darin, sich zu einer wirklich ganzheitlichen Agrarkultur zu entwickeln und die Gesamtheit aller Leistungen einer solchen Agrarkultur zu erzeugen. Dann geht es nicht mehr einseitig um die Ertragsleistung in Kilogramm oder Tonnen pro Einheit. Allerdings sind wir leider momentan noch weit davon entfernt, diese Leistungen den Landwirten auch entsprechend zu honorieren (im Ökolandbau wird dies über den höheren Preis der Lebensmittel versucht, was keine optimale Lösung ist). Daran ändert auch die zaghaft stärker gewichtete Förderung ökologischer Leistungen der Landwirtschaft durch die europäische Agrarpolitik nichts. Wir stecken leider mit dem gesamten Primärsektor (Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Fischerei) voll im Zwang des gegenwärtigen Wirtschaftsmodells, das für diesen Bereich völlig falsch ist! Dieses zu ändern, kann aber wahrscheinlich nur mit einem Wertewandel im Rahmen einer gesellschaftlichen Transformation einhergehen, und der ist nicht in Sicht.

«Wir ernähren die Welt» ist eine Illusion

Daher ist es durchaus verständlich, dass einige Wissenschaftler und Verbandsvertreter aus dieser Zwangslage heraus den «grossen Sprung nach vorn» für den Ökolandbau fordern: Er soll nach Auffassung der Autoren von «Bio 3.0» «zum globalen Mainstream» werden. Ich möchte mich hier nicht über die meiner Meinung nach **sehr unglücklichen oder besser gesagt unpassenden Begriffe wie Bio 1.0, 2.0 und 3.0 auslassen, aber diese Begrifflichkeit zeigt deutlich, dass sich die Autoren gänzlich in dem heute auch für die Landwirtschaft (und nicht Agrarkultur!) zu Grunde gelegten ökonomischen linearen Wachstumsmodell bewegen.** Das wird vor allen Dingen dann deutlich, wenn die Autoren den Fortschritt im Ökolandbau «durch gewisse Technologieverbote» in Gefahr sehen, die dazu führen würden, dass der Ökolandbau den technologischen Fortschritt verpassen und gegenüber der industrialisierten Landwirtschaft im Ertrag weiter zurückfallen könnte. Das erinnert mich an den von der konventionellen Landwirtschaft in Europa erhobenen Anspruch: «Wir ernähren die Welt»; und an die daraus abgeleitete Rechtfertigung, mit allen erdenklichen Inputs und jeder Art von sogenanntem technologischen Fortschritt mit dem Raubbau der natürlichen Ressourcen weiterzumachen.

Dies war aber nie das Anliegen des Ökolandbaus, sondern es wurde mit grossem Geschick versucht, **die Balance zwischen den gegenwärtigen ökonomischen Rahmenbedingungen und den zu erbringenden gesamtgesellschaftlichen Leistungen zu finden**. Der bisherige Erfolg ist in Anbetracht der erheblichen Widerstände durchaus vorzeigewürdig.

[1] *Hartmut Vogtmann war 1974 der Gründungsdirektor des FiBL, ab 1981 der erste Professor für ökologischen Landbau in Deutschland (Kassel) und zuletzt Präsident des deutschen Naturschutzrings (Dachverband). Vogtmann berät Prinz Charles in der Gestaltung seiner Ökolandbau-Ländereien. Foto: zVg*

Die Autoren von Bio 3.0 sehen diese Werte des Ökolandbaus sehr wohl und beschreiben sie ausführlich, sehen sie aber als nicht ausreichend an, um den von ihnen formulierten «globalen Herausforderungen» gerecht zu werden und stellen dies als ein «Werte-Bio» in eine «Qualitätsnische». Das ist aber aufgrund der bisherigen Erfahrungen ein Irrtum. Zu meinen, dass mit einem «Werte-Bio» auf der einen und einem «globalen Mainstream-Bio» auf der anderen Seite, das dann nach Auffassung der Autoren technologiefreundlicher sein und dadurch mehr Landwirte zur Umstellung bewegen soll, der «grosse Sprung nach vorne» gemacht werden kann, ist mehr als fraglich.

Lokales Wissen um die Natur ist mehr wert als Zahlen und die Angst, abgehängt zu werden.

Wenn man die Bedeutung dieses «Sprungs nach vorn» nämlich hinterfragt, dann wird offensichtlich, dass Bio 3.0 sehr stark auf den technologischen Fortschritt zur Erhöhung des Ertrags zielt; deswegen werden die bisherigen Beschränkungen oder auch der bewusste Verzicht auf bestimmte Technologien als Hindernis angesehen. **Das Argument, man müsse endlich mit einem romantischen Bild des Ökolandbaus in den Augen der KonsumentInnen (was sie übrigens gar nicht mehr haben!) aufräumen, zeigt diese Angst, etwas zu verpassen, wenn man nicht im Mainstream der Forschung und Entwicklung mitmacht.** Vor allen Dingen wird eine vermeintliche technologische Unterentwicklung im Ökolandbau als Ursache für die schleppende Zunahme der Anzahl Ökobetriebe gesehen. Nur 1.0 % der Landwirtschaft weltweit betreibt Ökolandbau, stellen Urs Niggli und Urs Brändli in Kultur und Politik 3/15 fest. Das zeigt aber wiederum die Einengung des Blicks auf einen zertifizierten Ökolandbau westlicher Prägung. Weltweit arbeitet die Mehrheit der Bäuerinnen und Bauern **auf Tradition, indigenem Wissen und kulturellen Rahmenbedingungen basierend ökologisch**, wenn auch unbefangen von Anbaurichtlinien und Ähnlichem. Gerade diese Art der Landwirtschaft trägt aber ganz wesentlich dazu bei, die globale Herausforderung der Ernährungssicherung zu bewältigen, und nicht Lebensmittel aus einem «Mainstream-Bio», die eventuell noch in solche Länder exportiert werden sollen, wenn der technologische Fortschritt auch im Bio-Bereich endlich vollumfänglich zum Einsatz kommen kann (in den Industrieländern selbstverständlich). Es erstaunt schon, wenn in Bio 3.0 nur am Ende und geradezu beiläufig erwähnt wird, dass der heutige Ökolandbau im Bereich der kleinbäuerlichen und der Subsistenzlandwirtschaft wesentliche Erfolge aufzuweisen hat – ohne dass daraus der Schluss gezogen wird: Mit angepasstem und verbessertem Ökolandbau im Rahmen der gegenwärtigen Möglichkeiten entstehen ganz wesentliche Chancen, um den globalen Herausforderungen im Bereich der Ernährungssicherung zu begegnen. Nicht der grosse technologische Sprung nach vorne bei uns ist die Lösung, sondern die an die jeweiligen Rahmenbedingungen angepasste Technologie zur Unterstützung traditionellen Wissens und biologischer Prozesse (und nicht deren Ersatz) ist die Basis zur Lösung der globalen Herausforderung.

Die Vielfalt der Natur verbietet langfristig jede Einfalt in der Landwirtschaft Foto: E. Schittenhelm, Fotolia

Zwänge hinterfragen, anders forschen

Es ist sicherlich erstrebenswert, Forschung zur Weiterentwicklung des Ökolandbaus zu betreiben auf der Basis besserer Kenntnis biologischer Prozesse und ökosystemarer Zusammenhänge. **Schonende Eingriffe in solche Systeme an den kritischen Stellen zur Förderung biologischer Prozesse**, auch vor dem Hintergrund und unter Berücksichtigung der jeweiligen sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen, bedürfen einer wissenschaftlichen Bearbeitung, deren Formen sich ebenfalls von den gängigen Vorgehensweisen in der Wissenschaft unterscheiden müssen. Der Ruf nach einer transdisziplinären Forschung unter Beteiligung der Zivilgesellschaft zeigt die Notwendigkeit hierfür auf. Dabei geht es natürlich nicht um sich «gegenseitig auf die Schulter klopfen», wie Urs Niggli und Urs Brändli in dem zuvor erwähnten Artikel etwas salopp unterstellen. Es geht darum, auch in der Wissenschaft mit einem ganzheitlichen Ansatz an Lösungen zu arbeiten, die Wachstum und Fortschritt nicht mit Raubbau an den natürlichen Ressourcen, Förderung sozialer Ungerechtigkeiten sowie Freiheitsverlust der Landwirte erkaufen. Das bedeutet ein permanentes Hinterfragen der Ursachen für den Zwang zur vermeintlichen technologischen Verbesserung. Genau diese Aufgabe soll ja wohl die in Bio 3.0 vorgeschlagene Kommission wahrnehmen.

Die Autoren bemängeln, dass trotz «Erfahrungen und Innovationen von über 4 Jahrzehnten Ökolandbau» (ich meine, der Zeitraum ist sogar noch viel länger!) «die Wettbewerbsfrage nach dem Agrarsystem der Zukunft nicht längst entschieden ist». Die Antwort liegt eigentlich auf der Hand.

Will die Gesellschaft sich transformieren?

Der Ökolandbau mit einer deutlich geringeren Zufuhr von Hilfsstoffen und Hilfsmitteln von aussen und mit dem Ziel des geringen Verbrauchs an natürlichen Ressourcen passt nicht in ein Wirtschaftssystem, dessen Erfolg am linearen Wachstum des Bruttosozialproduktes gemessen wird und wo der Verbrauch an endlichen Ressourcen praktisch keine Rolle spielt, ja sogar Motor dieses Wirtschaftssystems ist. Es ist demnach die kritische Frage an die Politik zu stellen, ob sie bereit ist, die notwendigen Schritte zu unternehmen, eine Landwirtschaft und die dazu gehörige Forschung zu fördern, die sich in besonderem Masse auch über die **«Produktion» von Gemeinwohlleistungen** definiert. Wenn dies verbunden mit der notwendigen **gesellschaftlichen Transformation gelingen** würde, dann wäre das der wirkliche «Sprung nach vorne»! ●

Initiative zur Ernährungssouveränität

Wir sind für Ernährungssouveränität, denn Landwirtschaft und Ernährung betrifft uns alle

Ulrike Minkner, Biobäuerin und Vizepräsidentin Uniterre

Uniterre hat die Initiative zur Ernährungssouveränität im letzten Herbst in die öffentliche Debatte eingebracht, damit wir uns bei diesen wichtigen Fragen rund um unsere Ernährung und Landwirtschaft am politischen Entscheidungsprozess beteiligen können.

Wir haben mit Hilfe unzähliger freiwilliger Helfer und Helferinnen **bisher 80'000 Unterschriften gesammelt; das ist viel, aber wir haben noch ein grosses Stück Arbeit vor uns**. Wir brauchen deshalb dringend die Unterstützung aller Menschen, die einen grundlegenden Kurswechsel in der Landwirtschaft einleiten wollen. Die Agrarpolitik (AP) in der Schweiz wird jeweils im hektischen Vier-Jahres-Rhythmus neu diskutiert und festgelegt. Im Moment befinden wir uns in der AP 2014-17 und aktuell wird in Bundesbern bereits über die AP 2018-21 verhandelt, sie ist in der Vernehmlassung. Aber schon jetzt werden Vereinbarungen, auf die sich die Bäuerinnen und Bauern verlassen haben, über den Haufen geworfen. Die heutige Agrarpolitik schafft keine Kehrtwende, im Gegenteil, sie vertieft die Gräben. Die Initiative für Ernährungssouveränität würde der Politik über eine Ergänzung in der Verfassung eine grundlegend andere Ausrichtung geben, und das ist dringend nötig.

Wir wollen verantwortungsvoll und solidarisch auf die grossen Herausforderungen reagieren können, und die Sorgen und Forderungen der Bevölkerung sollen ernst genommen werden. Wir wollen wissen, woher unser Essen kommt, wie es hergestellt wurde. Wir wollen eine bäuerliche lokale Landwirtschaft bevorzugen und eine vielfältige und GVO-freie Landwirtschaft erhalten. Wir wollen nicht auf Kosten von anderen Regionen und deren Bevölkerung leben und deshalb richten wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die Agrarimporte und Exporte sowie auf Einkommensverhältnisse in der Landwirtschaft. Wir stellen den Wachstumswahn und den Welthandel mit Agrargütern in Frage, denn er dient den Grosskonzernen und schadet unserem Planeten. Der Weltagrarbericht bringt es mit dem Satz «Weiter wie bisher ist keine Option» auf den Punkt. Es geht um Wasser, Boden und Saatgut, es geht um ethische, moralische und soziale Werte, es geht um Handelsrechte, es geht um Gesetze und Normen und Transparenz – es geht um sehr viel! Wir schrauben deshalb nicht nur an einem Rädchen, sondern haben den Fokus auf das Ganze.

Unsere Initiative zur Ernährungssouveränität bietet deshalb die einzigartige Möglichkeit, unsere Politik zu radikalen Änderungen aufzufordern und dies mit unserer aktiven Einmischung.

Demonstration in Zürich. Foto: Kurt Graf

Sie unterscheidet sich von den anderen Initiativen zum Thema grundsätzlich, denn sie fordert einen Wechsel von einer Agrarpolitik hin zu einer Politik, die den Menschen, die Umwelt, die Natur und eine gesunde lokale Produktion von Lebensmitteln ins Zentrum rückt. Eine sichere Ernährung ist eine globale Herausforderung. Lasst uns gemeinsam darüber nachdenken und diskutieren, wie wir uns in Zukunft ernähren wollen, wie wir unsere Landwirtschaftspolitik gestalten und wie wir die Politik in diese Richtung beeinflussen können.

Gemeinsam sind wir stark: Stadt und Land, solidarisch mit unseren Kolleginnen und Kollegen weltweit. Mit Ihrer Unterschrift helfen Sie mit, diese wichtige Debatte nach Bern zu tragen. Unter http://www.souverainete-alimentaire.ch/in/de finden Sie den Initiativtext, das Argumentarium, Unterschriftenlisten und alle wichtigen Informationen. •

Souveränität und Identität – warum und wie sie einander brauchen

Martin Köchli, Bioforum-Präsident

Es gibt da die schöne Geschichte von einem Buben im schweizerischen Urnerland, der von einem Touristen gefragt wird, wie hoch der – etwa 2000 Meter hohe – Bauen sei. «6000 Meter», verkündet der Kleine stolz, und auf den Einwand des Touristen, in der Schweiz gäbe es doch keine Sechstausender, meint das Bürschchen überzeugt, er gehe halt noch viertausend Meter in den Boden hinein.

Wie tief müssen Souveränität und Identität gründen, wenn sie Halt geben sollen und Orientierung? Wissenschaft und Erfahrung sind sich da ja einig: **Wo Identität Souveränität ermöglicht und Souveränität Identität, ist ein Gleichgewicht möglich, das nicht so schnell ins Wanken gerät**. Auch wenn wir Menschen immer ergänzungsbedürftige Wesen sind und bleiben, so ist doch ein hoher Grad an den erwähnten Eigenschaften Garant für das Gleichgewicht jedes Einzelnen wie das ganzer Gesellschaften.

Das gilt umso mehr, als grundlegende Werte, Ressourcen und Dinge wie die tägliche Nahrung im Spiel sind und auf dem Spiel stehen. Und es erstaunt nicht, wenn «geschäftstüchtige» Leute probieren, Abhängigkeiten – und damit Grundlagen für's grosse Geschäft – dort zu schaffen, wo diese sensiblen Dinge eine grosse Rolle spielen. **Der Kampf um möglichst hohe Ernährungssouveränität ist deshalb auch ein Kampf um Freiheit und Gestaltungsraum, Dinge, die die Entstehung von Identität – weltweit – überhaupt erst ermöglichen.** Identität, die sich aus der eigenen Umgebung und «Kraft» nährt und nicht aus irgendwelchen unnötig gekauften Statussymbolen.

Das grösste Verdienst der Ernährungssouveränitäts-Initiative ist also neben ihrem politischen Wert das Anstossen einer Diskussion über Souveränität und Identität in einer Zeit, wo diese Werte populistisch und primitiv missbraucht werden. Ist doch der enorme Exodus zigtausender Menschen aus krisengeschüttelten und völlig destabilisierten Gebieten nicht zuletzt auf den Umstand zurückzuführen, dass die je eigene landwirtschaftliche Tätigkeit und die Landwirtschaft überhaupt in diesen Ländern an den Rand und darüber hinaus gedrängt wurde. **Landwirtschaft als sinnstiftender Faktor sowohl in Bezug auf eine gesicherte Ernährung wie auch als Heger und Pfleger einer Landschaft, die Heimat zu vermitteln vermag, kann und darf nicht vernachlässigt werden.** •

Miteinander reden und offen sein – immer wieder

Sonja Korspeter. Der Wahlbacherhof wurde im Mai dieses Jahres ausserfamiliär übergeben. Altbauer Manfred Nafziger und Jungbäuerin Marlene Herzog berichten von diesem gemeinsam durchlebten Prozess. Ihre Erfahrungen machen Mut und zeigen zugleich, dass es viel Entgegenkommen von beiden Seiten braucht.

Altbauer Manfred Nafziger ist zufrieden mit der Übergabe – er und seine Frau Marianne sind weiter aktiv auf dem Hof. Foto: zVg

«Für uns war klar, **wir möchten unser Lebenswerk, den Hof, als Ganzes erhalten und nicht nur das Land ökologisch verpachten**», so Manfred Nafziger (63) über den Startpunkt der Suche nach einem Nachfolger für den Hof. Dies stellte sich als gar nicht so einfach heraus. Doch dann fand eine junge Familie zu ihnen. Marlene Herzog (33) und ihr Partner Marc Grawitschky (33) bewirtschaften den Hof heute nach dem Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft. Das junge Paar mit inzwischen drei Kindern ist sehr zufrieden, dass die Übergabe so gut geklappt hat: «**Wir haben unseren Traumhof gefunden. Hier können wir unsere Ideen einer tier-, menschen- und umweltfreundlichen Landwirtschaft leben.** Die Unterstützung des Ehepaares Nafziger war entscheidend dafür, dass die Übernahme und unser Start so gut gelingen konnten.»

Der Altbauer: Bei sich selber beginnen

«Man braucht Zeit, mindestens vier bis fünf Jahre sollte man für die Übergabe des eigenen Hofes einplanen. Zunächst muss man sich fragen: Was will ich, was wollen wir in der Partnerschaft und was möchten die Kinder? Was ist möglich auf dem Betrieb? Man muss sich ganz offen und klar über die jetzige Situation unterhalten.

Bei uns hat sich aus der Beschäftigung mit all diesen Fragen als erste Priorität der Erhalt des ökologischen Betriebes in seiner Vielfalt und mit der regionalen Direktvermarktung herausgestellt. Wir haben uns ausserdem entschieden, auf dem Hof zu bleiben, da meine Eltern auch noch hier leben.

Und es kamen neue Fragen auf: **Wie ist es, wenn eine fremde Familie den Hof übernimmt? Sind da nicht Konflikte vorprogrammiert?** Kann man loslassen oder will man immer noch bestimmen, schliesslich hat man ja alles lange gut gemacht – und ob die jungen Menschen dies auch so können? Wie gross wird das Vertrauen sein und wie sieht es aus, wenn man mal Hilfe braucht?

Meine persönliche Essenz aus diesem Prozess ist: Ich bin hier auf der Erde zu Gast und habe viele Gründe, dankbar zu sein. Sehr lange habe ich den Hof anvertraut gehabt und nun darf ich die Verantwortung weitergeben. Loslassen gehört eben auch zum Leben. Doch einige Punkte legten wir von vornherein fest.»

Betriebliche Eckpunkte und neue Investitionen

«Der Hofladen sollte von meiner Frau Marianne Nafziger als eigenständiges Unternehmen weiter geführt werden und so lange in ihrer Hand bleiben, wie sie es möchte. Ausserdem sollte der langjährige gute Mitarbeiter weiterhin auf dem Hof arbeiten können. Als Vorsitzender und freier Mitarbeiter beim Bioland-Landesverband Rheinland-Pfalz/Saar hatte ich ein Nebeneinkommen. Dies bedeutete, dass der Betrieb nach mir, um als Vollerwerbsbetrieb zu funktionieren, dann mehr anbauen und vermarkten müsste. Hierfür brauchte es Investitionen, die ich mit der Perspektive einer Nachfolge auch zu tätigen bereit war.

Nun machten wir uns auf die Suche nach einem Nachfolger. Zunächst versuchten wir es über die Hofgründerbörse (hofgruender.de). Hier können Hofsuchende sich anonym auf eine Anzeige bewerben. Als Abgebende konnten wir dann entscheiden, zu welchem der 20 Bewerber wir Kontakt aufnehmen. Nach einem längeren Reifungsprozess gab es schliesslich eine gegenseitige Zusage, die jedoch keinen Bestand hatte.

Schliesslich bewarben sich Marc Grawitschky und Marlene Herzog. Seit fast einem Jahr leben sie jetzt mit ihren drei Kindern hier bei uns in einer eigenen Wohnung und arbeiteten bis zum Mai dieses Jahres jeweils mit einer halben Stelle im Betrieb mit. Gleichzeitig haben wir begonnen, den Anbau zu intensivieren, mehr Gemüse und Kartoffeln anzubauen, ein Hühnermobil ist angeschafft worden und die beiden haben die Solidarische Landwirtschaft auf den Hof gebracht. **Wir haben also schon vor der Übernahme, die am 1. Mai 2015 stattfand, investiert, sowohl ich als auch die Nachfolger**.»

Kommanditgesellschaft als Lösung

«Es war schon frühzeitig klar, dass potenzielle Übernehmer unseres Hofes nicht über genügend Eigenkapital verfügen würden. Deshalb habe ich mich bei der Regionalwert AG in Freiburg informiert, welche Möglichkeiten es gibt, Höfe, Kapital und junge Menschen zusammenzubringen. Mit der Kommanditgesellschaft (KG) haben wir die für uns passende Rechtsform gefunden. Ich bringe meinen Hof mit allem Inventar in die KG ein. Der Wert

Auszug aus dem Betriebsspiegel

Bio-Gemischtbetrieb in Rheinland-Pfalz (D). Betriebsleiterpaar: Marc Grawitschky (33) und Marlene Herzog (33) mit ihren Kindern Katrin (5), Lotta (3) und Magdalena (0). Vollzeitangestellter: Otto Reck. Eine Teilzeitangestellte 20h/Woche. Zwei Teilzeitkräfte à 10 Stunden/Woche. Rechtsform: Kommanditgesellschaft (KG), organisiert nach dem Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft (Solawi). Gemüseanbau, Kartoffeln, Erdbeerselbsternte, Streuobstwiesen; 8 Mutterkühe mit Nachzucht, ca. 19 Mastschweine, 350 Legehennen, Bienen, Katzen; Futterbau und Anbau von Dinkel, Hafer, Hirse, Roggen und Weizen; Leindotter und Raps für Speiseöl. Der Hauptteil der Produkte ist für die Mitglieder der Solawi bestimmt, zusätzlich Verkauf an den Hofladen und wenige Einzelkunden. Internetseite: www.wahlbacherhof.org

wurde zuvor durch einen Gutachter geschätzt. Gleichzeitig wurden unser Wohnrecht und auch das Wohnrecht meiner Eltern bewertet und von meinem Anteil abgezogen. Unsere Nachfolger bringen nach ihren Möglichkeiten ebenfalls einen Anteil in die KG ein. Beide werden Komplementäre und übernehmen die Verantwortung für den gesamten Betrieb für die nächsten 30 Jahre. Ich selber bin nur beschränkt mitspracheberechtigt und haftbar. Gewinne und Verluste werden entsprechend den Anteilen an der KG verteilt, allerdings haben wir eine Vorabgewinnverteilung vorgenommen in Form einer Aufwandsentschädigung für die Komplementäre als Betriebsleiter. **Der Hof ist so geschützt; es kann zu keiner Erbengemeinschaft meiner Kinder kommen.** Wenn ich sterbe, geht mein Anteil an die Kinder über. Nach Ablauf der 30 Jahre könnte der Hof wieder von eventuellen Enkelkindern mit der entsprechenden Neigung weitergeführt werden.»
Manfred Nafzigers Resümee: «Mit der Solidarischen Landwirtschaft hat die junge Familie eine gute Zukunft für sich und den Betrieb geschaffen. Und ich kann sagen, eine ausserfamiliäre Hofübergabe geht, wenn man bei sich selbst anfängt und sich bewusstmacht, was man will, was möglich ist und wie man es umsetzen kann.»

Die Jungbäuerin: Eigene Vorstellungen auch mal über Bord werfen

«Man braucht Geduld, Kraft, Zuversicht, Nerven, Mut, Unterstützung und Geld. Hört sich viel an. Ist es auch. Wir wussten zum Glück nicht, was eine Hofübergabe bedeutet. Jetzt wissen wir es und sind glücklich, alles so gut bewältigt zu haben. Mein Mann und ich haben uns beim Studium der ökologischen Landwirtschaft in Witzenhausen kennen gelernt. Nach mehreren Jahren Arbeit auf verschiedenen Betrieben haben wir uns dazu entschlossen, selber einen Betrieb zu übernehmen, um unsere eigenen Ideen und Vorstellungen umsetzen zu können. Ein vielfältiger Hof mit Tierhaltung, Gemüse- und Ackerbau sollte es sein, nur einen Einstieg mit Milchvieh konnten wir uns nicht vorstellen. Wir wollten unbedingt auf dem Hof wohnen und er sollte in der Nähe meiner Eltern im Saarland sein, damit diese hin und wieder auf unsere Kinder aufpassen könnten. Schon die Suche nach diesem «Traumhof» war eine anstrengende, krisenbeladene Zeit. Vor zwei Jahren erfuhren wir über eine Bekannte von dem Bioland-Gemischtbetrieb von Marianne und Manfred Nafziger, die eine Nachfolgefamilie suchten. Wir waren gleich begeistert von der Vielseitigkeit des Betriebes und der Lage der Flächen. Dabei hatten wir unsere eigenen Ideen für die Gestaltung einer artgerechten Tierhaltung, und es war klar: Den Gemüsebau wollen wir ausweiten. An beidem arbeiten wir jetzt und wachsen in den Betrieb hinein. Seit einem Jahr wohnen wir nun schon auf dem Hof. Seit dem 1. Mai sind wir offiziell verantwortlich für den Betrieb.»

Jungbäuerin Marlene Herzog hat gemeinsam mit Partner Marc Grawitschky den Wahlbacherhof übernommen Foto: zVg

Verstehen wir uns?

«Zuvor mussten wir uns jedoch auf einiges einlassen, manches akzeptieren und ein paar Vorstellungen über Bord werfen. Das Erste und für mich Wichtigste, womit wir uns auseinandersetzen mussten, war das Menschliche. Es galt herauszufinden, ob wir uns mit dem Altbauern und der Altbäuerin verstehen. **Ob es gemeinsame Ziele gibt, ob wir auf Toleranz für unsere eigenen Ideen stossen, ob wir eigene Fehler machen dürfen und ob beide Parteien fähig sein werden, bei Konflikten und Auseinandersetzungen Lösungen zu finden.**
Denn eins stellten die beiden von Anfang an klar: Altbauer und -bäuerin mitsamt Mutter und Vater von Manfred Nafziger wollten lebenslanges Wohnrecht auf dem Hof. Zack. Das war vor allem für mich eine Aussage, an der ich lange zu knabbern hatte. Will ich wirklich für die nächsten Jahrzehnte gemeinsam mit den vorherigen Bewirtschaftern auf dem Hof arbeiten und leben? Es stellte sich jedoch bald heraus, dass wir mit Manfred nicht nur grundlegende Ziele teilen – den Hof und seine Vielfalt erhalten sowie den langjährigen Mitarbeiter übernehmen – sondern dass die Nafzigers uns sehr sympathische Menschen sind, die uns mit grosser Offenheit und Akzeptanz entgegenkommen. Dies machte es mir leicht, eigene Vorstellungen zu überdenken und mich an die Idee des gemeinsamen Lebens mit allen Konsequenzen zu gewöhnen.»

Unterschiedliche Vorstellungen

Eine weitere Hürde stellte der Wunsch von Marianne Nafziger dar, den Hofladen für mindestens zehn Jahre weiterzubetreiben. «Das bedeutete für uns, auf eine entscheidende Einnahmequelle zu verzichten. Es musste also ein zusätzlicher Vermarktungsweg mit hoher Wertschöpfung gefunden werden. Die Direktvermarktung in dieser Region ist eher schwierig, da viele Wochenmärkte schon belegt sind. An den regionalen Einzelhandel wollten mein Mann und ich uns möglichst nicht binden. Der Bioland-Berater empfahl uns eine Intensivierung der Produktion. Doch wir entdeckten die Solidarische Landwirtschaft (Solawi – in der Schweiz meist Vertragslandwirtschaft genannt) für uns: unabhängig vom Markt, gemeinsam mit den Verbrauchern, vielfältig, sicher und zukunftsfähig.
Einmal damit befasst, liess uns dieses Konzept nicht mehr los. Mein Mann und ich haben uns informiert, Netzwerktreffen besucht, andere Höfe angesehen und viel, viel geredet. Die Nafzigers waren skeptisch. Im Grunde glaubte keiner daran, dass es funktionieren könnte. Doch Manfred vertraute uns trotzdem und liess uns diesen Weg einschlagen.
Die Zeit der Gründung und der Suche nach Mitmachern der Solawi, die wir grösstenteils zu zweit stemmen mussten, war eine sehr kräftezehrende und belastende Zeit, mit vielen Sorgen und Ungewissheiten, die sich mit der Einarbeitung in den Betrieb und den Hofübergabewidrigkeiten überschnitt. In diesem ersten Jahr hat Manfred Nafziger uns angestellt und uns so die Planung, die Einarbeitung und unsere Haushaltsfinanzierung ermöglicht.»

Finanzierung

«Nun galt es noch die letzte grosse Schwierigkeit zu überwinden: **Wir hatten kein Geld.** Als ehemalige Studenten und Angestellte der Landwirtschaft mit Kindern, ohne reiche Erbtante oder Lottogewinn fehlte uns ein ansehnliches Vermögen. Hier hatte Manfred sich jedoch schon lange Gedanken gemacht und schloss mit uns einen Vertrag der

Solidarische Landwirtschaft – die Mitglieder tragen die Kosten des Betriebes und packen zum Teil auch praktisch mit an. Foto: zVg

Kommanditgesellschaft ab. **Der gesamte Hof mit Inventar wurde in die Gesellschaft eingebracht.** Mein Mann ist nun Geschäftsführer und wir sind für die kommenden 30 Jahre hauptverantwortlich für den Betrieb. Wir haben unsererseits all unser Erspartes und alles Geld, das wir auftreiben konnten (hauptsächlich aus dem eigenen Familienkreis), als Investition oder Vermögen in die Gesellschaft eingebracht. Steuerberater und Rechtsanwalt haben uns bei der nervenaufreibenden Ausarbeitung des Vertrages geholfen.

Ohne die finanzielle Unterstützung, Offenheit und Hilfe des Altbauern und des angestellten Meisters sowie vieler Mitmacher(innen) der Solidarischen Landwirtschaft und ohne den stetigen Austausch mit den ehemaligen Betriebsleitern wäre alles sehr viel schwieriger für uns gewesen. Jetzt sind wir sehr glücklich mit unseren Entscheidungen und darüber, dass wir endlich auch Bauer und Bäuerin sein können!

Ich glaube, dass die Hofübergabe deswegen so gut funktioniert, weil beide Seiten offen waren und bereit zu reden, eigene Vorstellungen zu überdenken und sich auf Neues einzulassen. Und weil das Finanzielle ein gewichtiger Punkt ist, braucht es immer Menschen, die bereit sind, für Jungbauern und die Zukunft eines weiteren Bauernhofes zu investieren», fasst Marlene Herzog ihren Blick auf die Hofübergabe zusammen.

Solidarische Landwirtschaft

Marlene und Marc haben auf dem Wahlbacherhof eine besondere Form der Solidarischen Landwirtschaft umgesetzt: **Die Verbraucher tragen die Kosten des landwirtschaftlichen Betriebes und erhalten dafür den Ernteertrag**. Jede Woche können die sogenannten «Mitmacher» Gemüse, Getreide, Eier, Fleisch und Wurst in Bio-Qualität an zwei Depotstandorten abholen. Ein Depot befindet sich direkt auf dem Hof, das andere in einem 25 km entfernten Dorf. Die Mitglieder finden dort Kisten mit den verschiedenen Produkten, ausserdem eine Waage, eine Getreidemühle und einen Kühlschrank vor und können sich entsprechend einer Liste, die die Mengen pro Anteil enthält, bedienen. Einmal im Jahr entscheidet man sich, welche Art von Anteil man möchte: vegetarischer Anteil, inklusive Eier, ganzer Anteil, zusätzlich mit Fleisch und Wurst oder ein Kinderanteil. Der vegetarische Anteil mit 104 Euro pro Monat ist nur unwesentlich günstiger als der Fleischanteil mit 116 Euro, weil es die Kühe auf dem Hof auch braucht, um den Gemüseanbau nachhaltig zu betreiben und die Kulturlandschaft zu erhalten.

Die Mithilfe der Mitglieder auf dem Hof ist erwünscht, aber freiwillig. Marlene erläutert: «Niemand soll das Gefühl haben, dass er nur dabei sein kann, wenn er mitarbeitet. Wir haben viele selbständig Berufstätige und Familien mit kleinen Kindern dabei. Diese haben selten Zeit, auf den Hof zu kommen.»

Doch zur Hauptversammlung im März jedes Jahres kommen alle oder stellen eine Vollmacht aus. Denn hier werden die zu erwartenden Betriebskosten inklusive fünf Prozent Rücklagenbildung und abzüglich der Subventionen und Gewinne aus Verkäufen an Hofladen und einzelne Abnehmer (Heu, Getreide) allen Mitgliedern vorgestellt. Dann wird geschaut, wie viele Mitmacher dabei sind. Die Betriebskosten werden durch die Zahl der Mitmacher geteilt und auf den Monat heruntergerechnet. Das Ergebnis ist der Richtwert, der monatlich zu zahlen ist, damit der Betrieb funktionieren kann.

Solidarisch bedeutet auf dem Wahlbacherhof auch, dass die Mitmacher selber entscheiden können, welchen Beitrag sie leisten können und wollen. Dies soll auch Alleinerziehenden, Wenigverdienern oder Bedürftigen die Möglichkeit geben, sich durch einen Anteil gesund und nachhaltig zu ernähren. Es gibt eine Bieterunde, bei der jeder aufschreibt, was er zahlen möchte. Entscheidend ist, dass die Gesamtsumme – einige zahlen mehr, andere weniger – die Betriebskosten deckt.

Marlene und Marc sind als Landwirte klar für die fachlichen und betrieblichen Entscheidungen des Hofes zuständig. Andere Bereiche wie die Organisation von Festen, die Mitmacherbetreuung, Öffentlichkeitsarbeit etc. werden gemeinsam mit dem von allen Mitmachern gewählten Hofkomitee übernommen.

Passendes Hofmodell gefunden

Marlene: «Für uns ist die Solidarische Landwirtschaft das passende Modell, um einen vielfältigen Hof zu betreiben. Wir leben in einem kleinen Paradies. Natürlich gibt es sehr viel Arbeit. In der Aufbauphase haben wir manchmal von morgens 6:00 bis in die Nacht hinein gearbeitet. Doch es lohnt sich. Wir haben unser Einkommen. Und obwohl wir abgelegen wohnen, sind immer viele Menschen auf dem Hof. Ich geniesse den Austausch und auch die Rückendeckung, die wir von den Mitgliedern erfahren. Und es ist toll, dass wir selber etwas bewirken können in puncto Ökologie und Regionalität bei der Lebensmittelerzeugung.» ●

Hinweis: Dies ist die ausgeweitete Version eines Artikels, der im Juli 2015 in der «Unabhängigen Bauernstimme» erschien.

Die aktuelle Crew des Wahlbacher-hofes: Manfred und Marianne Nafziger, Susanne B., Heike S., Katrin, Lotta, Marc Grawitschky, Marlene Herzog, Otto Reck. Foto: zVg

Familie Frei

Souveräner Landbau im durchtrennten «Säuliamt»

Jakob Weiss. Das Knonaueramt liegt «am Tor» zur Stadt Zürich. Doch die Höhenzüge Albis und Zimmerberg versperren den unmittelbaren Zugang. Heute durchbohren Tunnels den Riegel; man kann diesen Engpass zum Süden verkehrstechnisch **als Abflussrohr oder, in umgekehrter Richtung, als Trichter in die Stadt hinein sehen.** Seit sechs Jahren wird nun der Bezirk Affoltern, in der Umgangssprache immer noch das Knonauer- oder Säuliamt, von einer Autobahn durchschnitten. Dieser Jahrzehnte lang umstrittene Autobahnabschnitt verbindet Zürich und das steuergünstige Zug. Natürlich verbindet er auch Zürich und die ganze Innerschweiz. Und Zürich und den Tessin. Links und rechts der Verkehr pumpenden Ader dehnt sich das Bauernland und darin verstreut liegen die Dörfer. **Am Rand der Dörfer wird gebaut,** Lichtsignalbalken oder neu angelegte Kreisel im Grünen lenken die Autos um oder in die Ortschaften, es folgt dann jeweils die Tankstelle mit dem Gewerbebau, danach das ursprüngliche Dorf mit den Wirtschaften, der Kirche, alten Bauernhäusern, dem Fernsehgeschäft, dem Coiffeur und dem Volg.

Auch im Dorf stehen Baukrane. Zwischen den Dörfern ziehen weite Felder in die Breite, im welligen Gelände liegen verstreut niedere und lange Ställe hinter Stapeln von Siloballen. An den Abzweigungen der Feldstrassen sieht man Tafeln «Süssmost, Div. Apfelsorten», «Fleisch aus Mutterkuhhaltung», «24 h Agro Shop» oder auch «Bed and Breakfast». Die Landstrasse durchtrennt Waldstücke, wo Lastwagenchauffeure Pause machen oder Hundebesitzer das Auto hinstellen, um ihre Vierbeiner spazieren zu führen. Wer es weiss, ahnt Feucht- und Moorgebiete in den tieferen Lagen, doch heute verschleiert der Nebel alle Konturen. **Was heisst es, in dieser Zwischenzone Bauer oder Bäuerin zu sein?**

Der Hof Margel liegt am Rand einer sanften Senke und am Fuss eines bewaldeten Hügels mit Rebberg, die landschaftliche Formung durch den Gletscher ist sozusagen noch greifbar. Kathrin und Lukas Frei haben 2006 die Nachfolge von Lukas' Eltern angetreten. **Sein Vater Jakob war 13-jährig, als dessen Eltern 1968 im Zuge der damals gängigen Güterzusammenlegungen, Meliorationen genannt, aus dem Dorf Knonau aussiedelten**. Später hielten er und seine Frau Marianne im Margel Mutterkühe, sie ackerten, experimentierten mit Pferdezuggeräten und pflanzten in den Jahren 2003 und 2004 in Zusammenarbeit mit ProSpecieRara rund 200 Hochstammbäume für ein Erhaltungsprogramm des Bundes. Diese Bäume repräsentieren je zu zweit 100 verschiedene Sorten. Die beiden setzten auch eine Hektare Holderbüsche. Zudem engagierte sich Jakob Frei nebenberuflich für die biologische bzw. eine zukunftsträchtige Landbewirtschaftung. Sohn Lukas (Jahrgang1983) wurde Velomechaniker und studierte Maschinenbau. Weder er noch seine jüngeren Schwestern dachten daran, den elterlichen Betrieb zu übernehmen. Dann lernte Lukas Kathrin kennen. Sie war gelernte Kindergärtnerin, studierte Umweltingenieurin in Wädenswil und hatte eine Affinität für Pferde und Pflanzen. Gerade in dieser Zeit erkrankte Lukas' Vater an einer Depression. Lukas und Kathrin spürten den Moment, um einzusteigen. Doch sie waren weder Landwirt noch Landwirtin, also nicht berechtigt, Direktzahlungen zu beziehen.

Der typische Aussiedlerhof – mit jungen Hochstämmen und Holderpflanzung. Bilder: zVg

Haus, Hof und Land neu zu eigen gemacht

Nun ist nach neun Jahren die «Probezeit» mit den gut drei Hektaren «Spezialkulturen» abgelaufen und ein nächster grosser Schritt – die Selbstbewirtschaftung des bisher verpachteten Landes und der Hausneubau – steht bevor. Seit der Übernahme hatten die beiden nämlich rund 10 ha Ackerland verpachtet. Lukas arbeitete zu 80% als Projektleiter für die Installation von Holzschnitzelheizungen, er wird dieses Pensum demnächst reduzieren. Kathrin hatte gegen Schluss ihres Studiums noch Richtung Hortikultur gewechselt (gewissermassen von der Kindererziehung zur Baumerziehung) und auch die Nebenerwerbsausbildung abgeschlossen. Damit war sie Betriebsleiterin – und wurde zudem Mutter von drei Kindern. Sie ist es, die die Holderbüsche schneidet (mit einer Akku-Kettensäge, da es manchmal armdicke Äste zu entfernen gilt), sich mit der Vermarktung befasst, den Haushalt und die Kasse führt. Lukas widmete sich der Maschinenarbeit und hat unter anderem mit dem Vater zusammen eine selbstfahrende Hebebühne (mit Elektromotor) zum Pflücken des Obstes und zum Schneiden der Hochstammbäume konstruiert. Die jungen Bäume brauchen noch viel Pflege – und sie werden jährlich von den Projektverantwortlichen kontrolliert.

Die Eltern machen den grossen Garten

Obwohl die Eltern von Lukas in einem andern Dorf wohnen, sind sie dem Betrieb nach wie vor eine Stütze. Neben ihren Haupttätigkeiten, die Mutter als Hebamme, der Vater mit einem handwerklichen Kleingeschäft, pflegen sie an sonniger Hanglage in sorgfältiger Fruchtfolge mehrere Aren Garten (wie alles andere biokontrolliert), pflanzen immer verschiedene Sorten eines Gemüses an und produzieren so weit mehr als die beiden Familienhaushalte brauchen können. Der Vater stand auch mit Rat und Tat im Hintergrund, als in diesem Herbst Lukas zum ersten Mal die zurückgewonnenen Äcker ansäte. Seine «Handschrift» ist ohnehin an vielen Orten noch erkennbar, nicht zuletzt in der Tatsache, dass immer noch Pferde in einem schönen Laufhof gehalten werden: zwei eigene und drei Pensionspferde.

Normal- und Spezialkulturen

Auf unserem Rundgang kommt die Wahrnehmung von Spazierenden und Kunden der Hofprodukte zur Sprache. **Wie die Autoschneise den Bezirk teilt, so führen auch in dieser Aussenwahrnehmung Trennlinien mitten durch den Betrieb.** Zum einen verstehen viele schlicht die Aufgabenverteilung von Mann und Frau nicht, sie haben das Bild der Frau im Haus und des Mannes auf dem Feld im Kopf. Zum andern äussern sich einige manchmal negativ über die «Monokultur» der Holderbuschreihen und loben die «Vielfalt» der angrenzenden Hochstämme, die sich, ebenfalls sehr regelmässig, über eine Geländekuppe hinziehen. Dem tiefer geneigten Beobachter erschliesst sich eher die umgekehrte Beurteilung. Zwischen den Holderbüschen geniessen nicht nur ein Dutzend prächtige Sussex-Hühner samt Güggel ihren Auslauf, es finden auch verschiedenste Vögel und weniger sichtbares Getier eine Ergänzung ihres Lebensraums. Das lichte Hochstammfeld hingegen ist ein lebendes Museum alter Apfel-, Birnen- und Kirschensorten, welches primär der Erhaltung der genetischen Vielfalt dient und weniger der ökologischen Aufwertung im ohnehin schon baum- und buschreichen Umfeld. Im Übrigen sind nicht alle Äpfel das, was wir geniessbar nennen möchten, einige sind weder zum Essen noch zum Mosten geeignet. Aber eben trotzdem erhaltenswert, können sie doch eine wertvolle Eigenschaft (z.B. eine Resistenz) bergen.

Handarbeit bringt mehr Lohn als Maschinenarbeit

Eine weitere, heute fixe Vorstellung oder Schulmeinung zerbricht, wenn Lukas plausibel erläutert, wie sie auf den handarbeitsintensiven Parzellen mehr Einkommen erzielen als auf den grossen Flächen mit entsprechend grossem Maschineneinsatz. **Allerdings hat er selber eine lange Remise voller Geräte – einige sind ganz oder teilweise ein Eigenfabrikat und für eine «low input» Landwirtschaft zugerichtet**. So hat er zusammen mit dem Vater auch eine für zwei Personen konzipierte Pflückmaschine mit ausfahrbaren Podesten für die Holderernte gebaut. Und bevor es vergessen geht, muss auch noch die Photovoltaikanlage auf dem Stall- und Scheunendach erwähnt sein, die seit vier Jahren mit rund 100'000 kWh pro Jahr theoretisch die Energieautarkie des Betriebs gewährleistet (der Strom wird ins Netz gespiesen). Es ist dies ein weiterer, wenn auch technischer oder abgeleiteter Punkt, der das klare Bekenntnis des Ehepaars Frei zur «Produktion» zum Ausdruck bringt: **«Wir fühlen uns ethisch verpflichtet, auf unserem Boden biologisch etwas zu produzieren.»** Und das heisst, nicht nur auf «Ökologie» zu machen und die entsprechenden Beiträge irgendwie zu maximieren.

Ein bisschen integriert

Lässt man das Wörtchen biologisch weg, unterscheiden sich die beiden in dieser Haltung nicht von vielen andern Bauern. Hingegen liegt eine weitere unsichtbare Trennlinie zwischen den (kleinen) Quereinsteigern und den (grossen) Haupt- oder Vollbauern. Kathrin und Lukas sind nicht voll in die bäuerlichen Kreise integriert. Zu verschieden sind oft die Interessen und Anliegen. Der Kontakt mit Nachbarn ist bescheiden, aber das Verhältnis zu diesen trotzdem – oder deswegen? – gut. Es ist denn auch die frische Offenheit von beiden, die den Besucher besticht. Nicht nur ihrer Eloquenz wegen merkt man im Gespräch, beim Fragen, dass beide sehr überlegt im Leben stehen. **Sie wirken unvoreingenommen, experimentierfreudig, nichts ist so, weil es so sein muss. Nichts wird schöngeredet**. So empfindet es Kathrin als Luxus, der ihr immer wieder ein Gewissen bereitet, dass die Pferde Futter fressen und einfach nur da sind, weil man sie gern hat und reiten möchte. Beide könnten sich auch ein noch sinnvolleres Ziel vorstellen als die Endbestimmung der Holderblüten in den Bonbons der Firma Ricola. Doch das ist halt die Realität. Sie wird immer wieder betrachtet und gewogen.

Erfolgreich – immer wieder

Auch die Diskontinuität, die die Geschichte des Betriebs Margel seit der Aussiedlung zeichnet, ist nicht ein Fehler oder Mangel, sondern war stets eine Chance, die Dinge weiter zu entwickeln. Man ist geneigt zu sagen: Das Untypische wird auf diesem Hof typisch, die Spezialkultur wird zum Regelfall, sofern man auch den Ackerbau schon als ersten Schritt in diese Richtung versteht – und das Untypische bringt, mit Zwischenspielen, immer wieder den «Erfolg»: rechnerisch, lebensanschaulich und menschlich-gefühlsmässig. **Und es bleibt eigener Gestaltungsspielraum in diesem Gefüge**. Betriebliche Entscheide wollen die Freis nicht nur unter dem Aspekt Direktzahlungen fällen. Die bisher noch nicht erwähnte Anlage mit den Blaubeeren bleibt, wie sie ist. Doch die zwei oder drei Reihen mit Tafeltrauben haben sich nicht bewährt, sie müssen weg. Auch zwei Spalierreihen mit

verschiedenen Obstbäumen für die eigene Nutzung konnten vom Pächter nicht genügend gepflegt werden. Die beiden wollen sie jetzt schrittweise erneuern. Und neben dem alten Nussbaum steht schon ein junger. Schliesslich auch dieser Entscheid: Melken wollen beide nicht. Nicht nur, weil Lukas der «maschinenaffine» Typ und der Betrieb klein ist. Auch Kathrin möchte sich nicht mehr als nötig mit dem regelmässig anfallenden Töten von Tieren beschäftigen.

Was heisst hier «bauern»?

Die gelebte Souveränität der Freis beruht natürlich auch auf dem Wissen, dass sie beide einer Erwerbsarbeit nachgehen können, sollten sich die Dinge zum Schlechten wenden. Zudem haben ihre drei Kinder in fünfzehn oder zwanzig Jahren ja vielleicht wieder ganz neue Ideen, wohin die Reise des Margelhofs führen soll. Womit die eingangs gestellte Frage nochmals in den Vordergrund rückt, was denn ein erfolgreicher Bauer oder eine erfolgreiche Bäuerin im Kanton Zürich ist. Auf vorderster Seite in der Regionalzeitung beklagen sich gerade die Milchbauern eines andern Bezirks, dass sie nicht mehr als Produzenten wahrgenommen werden. «Ich wurde nicht Bauer, um den Gärtner zu spielen», sagt einer, der wie viele wenig erfreut ist, wie es läuft. Frage: **Finden vielleicht bauernde Nichtbauern in der Agglomeration von Zürich heute das bessere Geschäftsmodell, um es salopp zu sagen, als die «richtigen» Landwirte?** Lukas zählt zu den Letzteren auch «Vollgasbauern», die zu viel des Guten wollen, und unter den Quereingestiegenen grenzt er sich gegen «Freaks» ab, die nichts zur Produktion beitragen. Die Palette des landwirtschaftlichen Arbeitsverständnisses ist also sehr breit. Darin taucht wiederum eine Trennlinie wie die der Autobahn auf: jene zwischen Ökonomie und Ökologie. Jeder Betrieb kann sich mehr auf die eine oder die andere Seite stellen, aber alle müssen sich unter den gleichen Bedingungen der Politikvorgaben durchschlagen. Offensichtlich sind dabei nicht alle gleichermassen zufrieden und vor allem auch nicht gleichermassen zuversichtlich. Woran liegt's?

Wäre die **bäuerlich gelebte Zuversicht und Zufriedenheit** womöglich ein guter Ansatzpunkt, um – anstelle komplizierter Buchhaltungen und Richtlinien – zukunftsfähiger Landwirtschaft den Puls zu fühlen? Womit mir gerade in den Sinn kommt, dass wir während des ganzen Besuches kein einziges Wort über den leidigen Bürokram verloren. ●

Schwergewichte: runter

Nikola Patzel. Ganz ohne Verdrängung können wir nicht gut leben. Doch wenn Problemverdrängung oder Scheinlösungen sich regelmässig gegen bessere Möglichkeiten durchsetzen, kann das schlimme Folgen haben. So ungut ist es leider sehr verbreitet um den Unterboden bestellt. Wie die Erderwärmung auch deshalb kommt, weil sich Machbarkeitsglaube und Machtverlust-Ängste gemeinsam gegen naturverträgliche Wege durchsetzen können, so ist die Boden-Überlastung durch Landmaschinen die Folge einer gewissen «Macht der Maschinen» auf Natur und Mensch. Irre ist das!

Im Jahre 1994 wurde das **«ökosoziale Forum Niederalteich»** gegründet. Das ist ein Zusammenschluss von Menschen aus Landwirtschaft, Wissenschaft und Politik aus Bayern, Österreich und der Schweiz. Diese Gruppe leistet Überzeugungsarbeit im Hintergrund und sie tritt gelegentlich mit Manifesten hervor. Dieses Jahr veröffentlichte sie einen «Weckruf zum internationalen Jahr des Bodens», der eine Umkehr bei der Unterbodenverdichtung fordert. Das Folgende wurde aus diesem Manifest und seinen mitgelieferten Hintergrundinformationen zusammengefasst:[1]

Immer mehr «Superschwergewichte» drücken den Boden zusammen

Durch die dem Agrarsektor aufgezwungene Industrialisierung der «Produktionsabläufe» wurde in den letzten 50 Jahren die durchschnittliche Radlast, die auf das Ökosystem Boden drückt, verzehnfacht! Der Boden erträgt das nicht länger: Die ökologischen und gesellschaftlichen Schäden werden immer deutlicher, deshalb müssen wir hier dringend umsteuern. Bodenverdichtung ist die Pressung der belebten Erdschicht unter hohem Druck. Dies verschlechtert den Systemzustand des Lebensträgers Boden. Besonders die bis in den Unterboden durchschlagende Verdichtung heilt nur sehr langsam. Die zu schweren Maschinen, die zudem oftmals auch bei zu feuchtem und damit weniger tragfähigem Boden eingesetzt werden (um die teuren Investitionen besser zu amortisieren), schädigen den Tiefwurzelbereich und damit das Wasserreservoir der Kulturpflanzen. Somit bekommen die Pflanzen in **Trockenperioden wie im Sommer 2015 viel schneller Trockenstress, als normal wäre.** Dies kann zu empfindlichen Ernterückgängen bis hin zum Totalausfall in Gebieten führen, die nicht im Notfall bewässert werden können.

Wenn gleichzeitig die Heftigkeit sommerlicher Starkregen zunimmt, wie es aufgrund der Erderwärmung auch für Mitteleuropa wahrscheinlich und auch bereits beobachtet wird, verhindert die Bodenverdichtung eine schnellere Versickerung in den Unterboden und in das Grundwasser. Schädliche Staunässe mit Sauerstoffmangel im Boden ist die Folge. Dies führt zur massiven Dezimierung der Bodenlebewesen und zur Freisetzung von Bodenstickstoff als sehr klimaschädliches Lachgas (N_2O). **Dass landwirtschaftlich genutzter Boden sich im Gegensatz zu Luft und Wasser meist in Privatbesitz befindet, darf nicht dazu führen, dass diese Grundlage der Landwirtschaft und damit der Ernährung massiv geschädigt wird.** Regelungen, die vor Verdichtung besonders auch des Unterbodens schützen, müssen in den nationalen Gesetzgebungen und im Rahmen einer EU-Bodenschutzrichtlinie verankert werden.

Diese Fehlentwicklung hat System

Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und undifferenzierte flächenabhängige Direktzahlungen an die Bauern fördern in Europa Betriebsvergrösserungen allerorten. Dies wird in der Agrarpolitik meist verschleiernd «Strukturwandel» genannt und fatalistisch als «alternativlos» bezeichnet. **Die aufgrund wirschaftlicher Zwänge vergrösserten Strukturen bedeuten aber in der Praxis, dass immer grössere und schwerere Maschinen angeschafft werden**, um auch grosse und weit vom Hof entfernte Flächen rationell bearbeiten zu können. Diese Veränderung der Landwirtschaftsstrukturen schreitet weiter fort, obwohl die Tragekapazität des Bodens längst überschritten wurde, wie wissenschaftliche Studien belegen. Das schafft massive Probleme für den Boden, die nicht länger verleugnet oder durch Scheinlösungen wie Breitreifen verdrängt werden dürfen. Qualifizierte Weiterbildungsangebote wie beispielsweise regelmässig

[1] *Zum vollständigen Dokument mit seinen Quellenangaben siehe: http://www.bioforumschweiz.ch/dokumente*

vom Acker! Ein «Weckruf» zum internationalen Jahr des Bodens

stattfindende «Bodenpraktiker-Kurse» können wegweisend für eine vertiefte Bodenbewusstseinsbildung in der allgemeinen Aus- und Fortbildungspraxis sein.

Forderungen des ökosozialen Forums Niederalteich (ÖSF)

Aufgrund der sichtbaren Schäden und der einwandfreien Beweislage zu ihren Ursachen müssen die landwirtschaftlichen Strukturen nun **an die ökologische und physische Tragfähigkeit seiner Grundlage, nämlich des Bodens, angepasst werden**. Konkret fordert das ÖSF, dass nur noch Landmaschinen für den Gebrauch zugelassen werden dürfen, deren maximale Radlast im Betrieb unter 5000 Kilogramm liegt und deren Reifeninnendruck maximal 1,2 Bar beträgt. Dieser Wert sollte mit Übergangsfristen ähnlich wie bei Abgasvorschriften **auf maximal 3000 kg Radlast und 0,8 Bar Druck weiter gesenkt werden**. Diese Zielgrösse entspricht der Obergrenze, die gemäss der Meinung vieler Bodenkundler nicht ohne dauerhafte Schäden am Boden überschritten werden darf. Gegenwärtig fahren zum Beispiel Rübenvollernter und Mähdrescher mit Radlasten bis zu 12 Tonnen über die Äcker!

Das ÖSF fordert, dass national und europaweit (europäische Bodenschutzrichtlinie) die Rahmenbedingungen für die Landwirtschaft so geändert werden, dass eine den Boden erhaltende und nicht eine den Boden ruinierende Wirtschaftsweise belohnt wird. Um die hierfür nötigen betrieblichen Umstellungen zu ermöglichen, sollten die derzeit pro Flächeneinheit gewährten Direktzahlungen (welche aufgrund der Skaleneffekte grössere Betriebe bevorzugen) durch ein Spektrum von Förderfaktoren ersetzt werden, darunter den Einsatz bodenschonender Maschinen. Somit kann externen Kosten und dem weiteren ungebremsten Betriebsgrössenwachstum entgegengewirkt werden, im Sinne einer nachhaltigen, krisensicheren Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln.

Weiterer Hintergrund

Die Landtechnikhersteller bieten für die schwerer werdenden Maschinen auch immer breitere Reifen an, um die Aufstandsfläche auf den Boden zu erhöhen. Sie argumentieren, dass das Gewicht hierdurch besser verteilt werde und die Belastung des Bodengefüges trotz der höheren Gewichte gleich bliebe wie bei leichteren Maschinen.

Im Oberboden ist das im Idealfall auch tatsächlich so, denn bei gleichbleibendem Reifeninnendruck bleibt auch der Druck auf die Bodenoberfläche gleich. Nach unten pflanzt sich der Druck im Boden jedoch in Form einer sogenannten Druckzwiebel fort. Dies bedeutet, dass die Druckwirkung im Unterboden fast ganz unabhängig von der Reifenbreite bzw. Aufstandsfläche und vom Reifeninnendruck entsteht. Breitere Reifen mit höheren Radlasten ergeben tiefer reichende Druckzwiebeln. Diese Problematik ist von enormer Bedeutung, weil im Unterboden nach sehr hohen Druckbelastungen auch nach Jahrzehnten noch keine signifikante Regeneration eintritt.

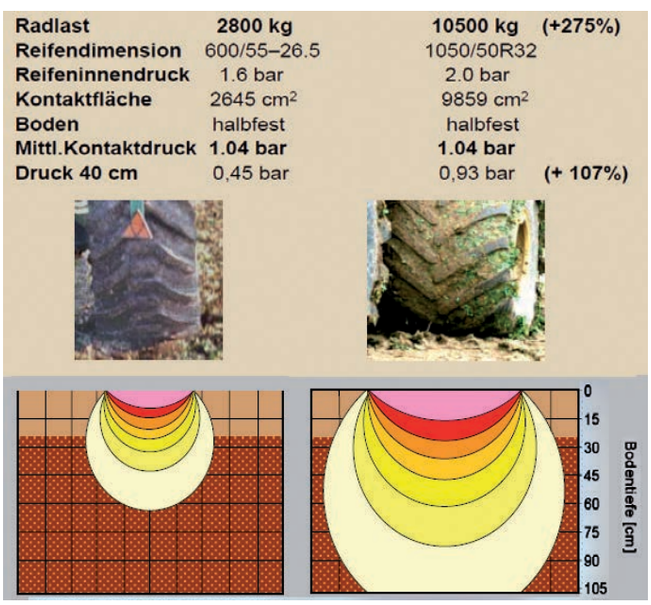
Breite Reifen richten an der Oberfläche weniger Schaden, dafür in der Tiefe umso grösseren Schaden an. Der Schaden wird also im wahrsten Sinne des Wortes in die Tiefe «verdrängt».

Mehrfache Überrollung der gleichen Spur (beispielsweise Tandem- oder Tridemachsen) erhöht ebenfalls den Bodendruck.

Die Liste von Bodenproblemen ist lang. Aber manchmal genügt bereits ein einziges schwerwiegendes Problem dafür, um ein ganzes System ändern zu müssen. Die Bodenverdichtung genügt schon alleine, um aus der staatlich und industriell geförderten Grössenrallye im Landbau die Luft rauszulassen! ●

Abbildungen: Schweizer Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL, Zierl, links) und agroscope FAT Tänikon (Diserens und Spiess, rechts).

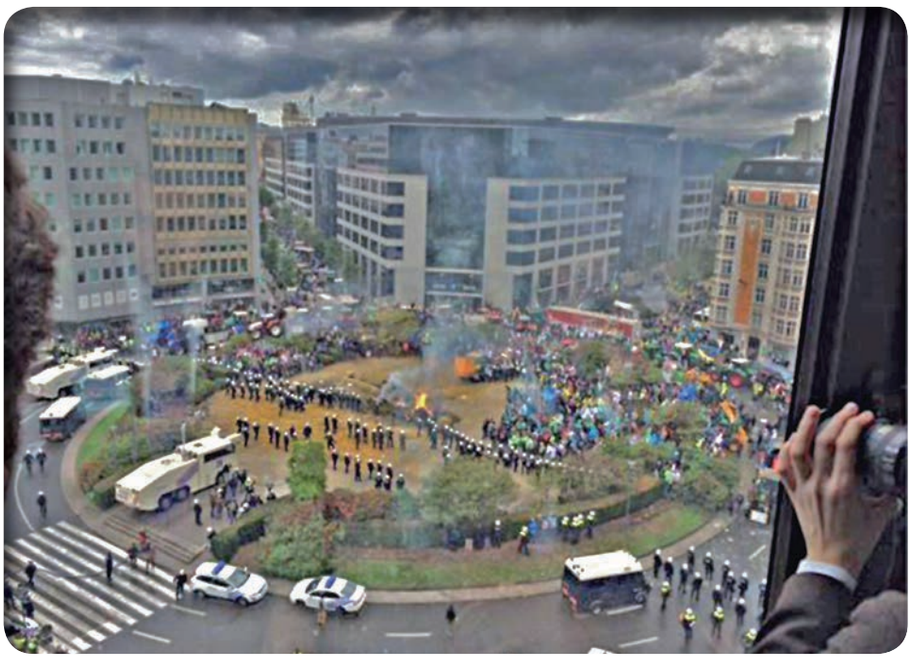
Nicht nur im Wald findet man schwer verdrängte Bodenverpressung.



Mit Breitreifen kann besonders tief und grossräumig verdichtet werden.

«Wir wollen keine gnädigen Geschenke»

Im Frühling 2015 hat die EU die Milchkontingentierung aufgehoben. Mit den gleichen Folgen wie in der Schweiz: Zu viel Milch ist auf dem Markt, der Preis im Keller. Der kritische Milchbauer Ottmar Ilchmann nimmt Stellung



Bettina Dyttrich. Brennende Strohhaufen, junge Bauern, die Eier auf die Polizei werfen, Traktoren überall: Mitte September legten 6000 Milchproduzentinnen und -produzenten die Innenstadt von Brüssel lahm. Die Medien konzentrierten sich auf spektakuläre Bilder, über die Forderungen der Protestierenden war wenig zu erfahren.

Tatsächlich fanden in Brüssel zwei gegensätzliche Demonstrationen statt: Die etablierten Bauernverbände und Genossenschaften mit ihrem Dachverband Copa-Cogeca setzen auf schrankenlose Produktion, sie wollen europäische Milch in die ganze Welt exportieren und fordern mehr EU-Geld und weniger Umweltschutzauflagen. Die andere Seite, unter dem Dach des European Milk Board (EMB), setzt sich dagegen für eine verbindliche Milchmengensteuerung und eine ökologischere Landwirtschaft ein. Die Copa-Cogeca war in Brüssel deutlich in der Minderheit – dass sie danach behauptete, alle 6000 Menschen hätten für ihre Forderungen demonstriert, brachte ihr sogar Kritik des etablierten Magazins «Top Agrar» ein.

Ottmar Ilchmann, Milchbauer aus Niedersachsen, war in Brüssel dabei. Er engagiert sich bei der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL), die für die EMB-Demo mobilisierte. Unser Gespräch fand im September kurz nach den Protesten statt. Inzwischen debattieren in Deutschland die Agrarministerien der Bundesländer, Landwirtschafts- und Molkereiverbände über eine Mengensteuerung – Ergebnisse gibt es noch keine.

Herr Ilchmann, war die Demonstration in Brüssel ein Erfolg?

Die Ergebnisse sind mager. Die EU-Agrarminister haben 500 Millionen Euro für Hilfsprogramme versprochen – das ist nur Kosmetik. Wir wollen gar kein Geld, sondern ein europaweites Regelwerk, damit wir im Krisenfall die Milchmenge koordiniert zurückfahren können. Aktuell müsste man sie um etwa fünf Prozent reduzieren, und das geht nicht auf freiwilliger Basis. Wenn ich weniger liefere, sagt mein Nachbar: Wie schön, dann kann ich ja mehr liefern. **Darum schlagen wir ein Bonus-Malus-System vor: Wer weniger produziert, wird entschädigt, wer zu viel produziert, zahlt Strafe. Das würde den Staat nichts kosten.** Aber man hat gar nicht versucht, so etwas zu organisieren, denn es entspricht nicht der Liberalisierungsideologie. Es heisst, der Markt regle es von selbst – ja, indem massenhaft Betriebe Pleite gehen. Das ist doch die dümmste Form der Marktwirtschaft!

Die Copa-Cogeca konnte kaum Leute für ihre Demo mobilisieren …

Kein Wunder. Die klassischen Bauernverbände vertreten uns nicht mehr, sie sind viel zu eng mit Molkereien und Schlachtbetrieben verflochten. Der Deutsche Bauernverband setzt wie die Molkereien auf hohe Milchmengen. Es wird auch alles verkauft, aber zu welchem Preis? **Nicht nur die Schweiz, auch die EU kann bei den Weltmarktpreisen nicht mithalten**.

Wie stark sind denn die Organisationen, die eine Mengensteuerung fordern, wie der Bund Deutscher Milchbauern (BDM)?

Nur ein Drittel der Milchproduzenten ist BDM-Mitglied, aber beim Milchstreik 2008 machten trotzdem siebzig Prozent mit. Immer, wenn die Not drückt, sind sie dabei. Viele leben nach dem Prinzip Hoffnung: 2013 und 2014 war der Milchpreis gut. Der Bauernverband behauptete, das komme vom Weltmarkt, und viele glaubten es. Wenn wir warnten, wurden wir ausgelacht. Jetzt sind die Leute offener für kritische Positionen, aber wenn der Preis steigt, werden sie wieder auf den Wachstumszug aufspringen.

Eine undankbare Rolle für die AbL und die anderen kritischen Organisationen …

Allerdings. Wir haben die Staffelfahrt von München nach Brüssel zur Demo organisiert, die war wirklich eindrucksvoll. Aber was passiert? Die Agrarminister sehen: Da sind Bauern auf der Strasse, wir müssen reagieren – und machen Zugeständnisse an den Bauernverband. Und Lidl bezahlt fünf Cent mehr für die Trinkmilch, wie es der Bauernverband fordert. Solche gnädigen Geschenke wollen wir aber

gar nicht. **Nur mit allgemeinverbindlichen Rahmenbedingungen kriegen wir die Menge in den Griff.** Ich vergleiche das gern mit den Gewerkschaften in der Industrie: Sie haben Arbeitszeiten, Löhne und Urlaub erkämpft, und das Resultat ist allgemeinverbindlich. Das ist entscheidend. Sonst könnte jeder kommen und sagen: Ich arbeite zum halben Preis.

Im «Kritischen Agrarbericht» haben Sie erwähnt, dass die Stallbauförderung zur Überproduktion beigetragen hat.

Ja, von 2009 bis 2013 wurden in allen Bundesländern Stallneubauten massiv gefördert, egal, ob die Betriebe überhaupt genug Fläche hatten. Die Koppelung der Förderung an die Quote wurde aufgehoben. **Viele haben ihre Kuhzahlen verdoppelt oder verdreifacht. In manchen Bundesländern bekamen die Bauern bis zu siebzig Prozent der Stallkosten vom Staat.** Niedersachsen macht es inzwischen besser: Die maximale Förderung gibt es nur für Betriebe, die ihre Kühe auf die Weide lassen. Das begrenzt die Grösse gewaltig – ab einer bestimmten Kuhzahl ist Weidegang gar nicht mehr machbar. Aber es gibt immer noch Bundesländer, die jede Grösse fördern. Das muss aufhören – wo ist das gesellschaftliche Interesse an Stallbauförderung? Mangelt es unseren Kindern etwa an Milch?

Gibt es eine bundesweite Entschädigung für Weidegang wie in der Schweiz das RAUS- Programm?

Nein. Das ist in jedem Bundesland anders. Nordrhein-Westfalen bezahlt Weideprämien pro Kuh, in Niedersachsen wird ein Weidemilchlabel entwickelt, das eine höhere Wertschöpfung bringen soll. Manche Bundesländer machen gar nichts. Dabei zeigen Umfragen immer wieder, dass **Weidehaltung der wichtigste Wunsch der Milchkonsumenten** ist. Und viele glauben, sie sei üblich – dabei nimmt sie in Deutschland immer noch ab. Da müssen wir gegensteuern, um die Akzeptanz der Bevölkerung nicht zu verlieren. Einzelne Molkereien vermarkten nun auch Weidemilch, aber sie neigen dazu, den Mehrwert zu behalten.

Wie in der Schweiz sind auch in Deutschland viele Molkereien Genossenschaften mit bäuerlichen Vertretern im Vorstand. Warum handeln sie nicht nach den Interessen der Milchproduzenten?

Viele dieser Genossenschaften sind riesige Konglomerate, wie zum Beispiel das Deutsche Milchkontor (DMK). Da steht das Wohl der Molkerei vor dem Wohl der Bauern. Das DMK ist so gross, dass es das operative Geschäft in eine GmbH ausgelagert hat. Darin haben die Bauern keinen Einfluss.

Warum haben sie das zugelassen?

Sie wollten das selbst – sie fanden, sie seien als Landwirte nicht mehr fähig, ein solches multinationales Geschäft zu führen. Es gibt kleinere Genossenschaften wie die Molkerei Berchtesgadener Land in Bayern, da können die Bauern noch eine Versammlung einberufen, wenn sie etwas stört. Bei den Grossen wie dem DMK geht das gar nicht mehr, die müssten ja ein Stadion mieten …

Wie liesse sich da etwas ändern?

Wenn sich das Gehalt der Genossenschaftsvorstände nach dem Milchpreis richten würde – das würde Druck machen. **Wir fordern Erzeugergemeinschaften, die mit den Molkereien verhandeln. Und nicht schrankenlos Milch liefern**, sondern sagen: Wir brauchen vierzig Cent pro Liter und liefern nur so viel, wie ihr für diesen Preis verkaufen könnt.

Als in der Schweiz die Milchkontingentierung zu Ende ging, molken einige Produzenten viel zu viel und mussten Bussen bezahlen. Jetzt geschieht das Gleiche in der EU: Den Produzenten, die zu viel geliefert haben, droht die «Superabgabe» …

Ja, im August war die Milchrechnung für manche Produzenten eine Nullrunde, die Superabgabe frass das Milchgeld gleich wieder auf. Viele Molkereien erlauben ihnen nun, die Abgabe in Raten zu bezahlen. Sonst würde sie ihnen das Genick brechen.

Was können die einzelnen Milchproduzenten tun?

Weiterhin politische Forderungen stellen und hoffen, dass sich die Politik bewegt! Daneben empfehle ich allen, Kosten zu senken, zuallererst über die Reduktion des Kraftfutters und mehr Weidegang. Und auf Qualität zu setzen. Biomilch boomt in Deutschland und bringt inzwischen einen fast doppelt so hohen Preis wie konventionelle, weil die Nachfrage höher ist als das Angebot.

Wie viele Milchproduzenten werden aufhören, wenn es so weitergeht wie jetzt?

Das ist schwer zu sagen. Im Moment haben alle grosse Verluste. Und **jenen, die investiert, grosse Ställe gebaut und die Menge ausgedehnt haben, geht es am schlechtesten** – sie haben hohe Schulden und müssen Mitarbeiterlöhne bezahlen. **Ein Familienbetrieb hingegen kann sich lange durch Selbstausbeutung über Wasser halten**. Bei den Grossen ist die Frage: Wie lange spielt die Bank mit? Bei den Kleinen eher: Wie lange mache ich das mit? Die letzte Milchkrise von 2009 hat gezeigt, dass die Betriebe nicht in der Krise aufhören, sondern im Jahr danach. Erst dann können sie die Kühe zu einem einigermassen guten Preis verkaufen und die Flächen verpachten.

In der Schweiz stellen viele, die mit der Milchproduktion aufhören, auf Mutterkuhhaltung um. Ist das in Niedersachsen auch so?

Nein, wer bei uns aufhört, hört ganz auf und verpachtet die Flächen. Auf einem Teil steht dann wahrscheinlich Mais – die Biogasproduzenten sind auf der Suche nach Land. Hier geht auch niemand in den Nebenerwerb. Es gibt nicht viele Möglichkeiten für einen Zusatzverdienst, nicht wie etwa in Bayern, wo man einen Job im Tourismus, im Wald oder im Winterdienst suchen kann. Wir haben hier Gras und nichts anderes. ●

Ottmar Ilchmann

«Bauernproteste» lösen jeweils eine Bilderflut in Zeitungen und ihren Online-Bildergalerien aus. Doch was wirklich wütend macht und was Abhilfe schaffen würde, sehen nur wenige.

Fotos: Twitter auf Vorarlberg Online (16 oben), EPA Laurent Dubrule (16 unten), schweizerbauer.ch (17 links) und Guido Grüner (17 rechts).

Warum die Schweizer Waldwirtschaft gut ist

Christian Gamp und Wendy Peter im Gespräch mit Christian Küchli vom Bundesamt für Umwelt

Mit dem Votum des Försters Ernst Rohrbach für eine naturgemässe Waldwirtschaft in Kultur und Politik 4/14 betrat das K+P «Neuland». Und weil wir diese Beschreibung als eine wirkliche Alternative zum üblichen, eben «konventionellen» Waldbau beschrieben empfanden, wollte die Redaktionskommission in Erfahrung bringen, wie andere Waldprofis darüber denken, wie es herausschallt, wenn jemand so in den Wald ruft. Zudem interessierte uns auch der Vergleich Wald-Landwirtschaft, der sich beim Lesen von Rohrbachs Artikel unweigerlich aufdrängt. Wir stellten einem alten Hasen in der Schweizer Waldszene, dem Forstingenieur und Waldpublizisten Christian Küchli, schriftliche Fragen.

Frage: *Herr Küchli, K+P ist ein Heft, das eigentlich über den biologischen Landbau schreibt. Gibt es auch einen «biologischen Waldbau» und einen «konventionellen»? Ist ein Vergleich in dieser Art in Ihren Augen überhaupt sinnvoll oder eher künstlich und unergiebig?*

Trend: Dauerwald und kleine Einschläge

Das schweizerische Waldgesetz schreibt unabhängig von der Bewirtschaftungsart einen naturnahen Waldbau vor. Dieser lenkt die Waldentwicklung, um ökonomische, ökologische und soziale Ziele nachhaltig zu erreichen, und orientiert sich dabei an den natürlichen Lebensabläufen. **Eine Betriebsart, die in den letzten Jahrzehnten bei uns Fuss gefasst hat, ist der Dauerwald,** an dem sich auch die Waldbetreuer in Wynau orientieren. Dauerwald zeichnet sich dadurch aus, dass die Bäume möglichst einzeln genutzt werden. Die Verjüngung kommt dann in den entstehenden Lichtschächten auf und braucht keine Pflege.

Die Kleinflächigkeit ist in der Waldwirtschaft der Schweiz ein Trend. Das hat nicht zuletzt mit der Kontrolle der Kosten und der Minimierung der Risiken zu tun.

Trügt der Eindruck oder gibt es im Wald je nach Forstverantwortlichem entweder die parzellenweise Holzernte in grösserem Umfang oder die Einzelbaum-Nutzung in einem Dauerwald?

Es kann vorkommen, dass aus einem bestimmten Grund eine grössere Fläche geräumt werden muss. Am häufigsten ist das, nachdem «Forstmeister» Sturm gewirkt hat. Dann sieht es «parzellenweise» aus. Wenn die Forstleute die Öffnungsgrösse selber bestimmen können, wählen sie diese so, dass sich die gewünschten Baumarten natürlich verjüngen und anwachsen können. Üblich ist, einige Bäume zu ernten, damit genügend Licht auf den Boden kommt für die natürliche Verjüngung. **Zu grosse Schlagflächen zu schaffen, macht in der Praxis keinen Sinn**, denn die Folgekosten für Pflanzung und Pflege werden dann zu hoch.

Wie verbreitet sind diese beiden Systeme, gibt es auch eine Art ideologischer Zwist in der Forstwirtschaft wie zwischen Biobauern und «konventionellen» Bauern?

Schweizer Waldwirtschaft: quasi Biolandbau

Waldwirtschaft, wie sie heute bei uns gelebt wird, würde ich flächendeckend als Bio bezeichnen. Das Schöne am Wald ist, dass er verschiedene Lösungen zulässt. Man kann von Grundsätzen überzeugt sein und diesen möglichst nachleben, aber im Wald kann immer alles anders kommen, und dann sind neue Lösungswege gefragt. Wenn man die Forstleute mit der Bauernsame vergleichen will, sind die allermeisten biologisch, viele arbeiten biologisch-organisch und einige machen Demeter.

Kennen Sie grössere Beispiele von Dauerwald-Bewirtschaftung? Kennen Sie z. B. Ernst Rohrbach oder Henry Biolley, der in Couvet gewirkt hat? Gibt es eine Szene, eine Lobby, eine Organisation der «Bioförster»? ProSilva-Schweiz? Wie stark schätzen Sie diese ein?

Ich habe den Wald in Wynau verschiedentlich besucht, einmal auch zusammen mit Ernst Rohrbach. **Jener Teil, der Reservat ist, vermittelt sehr eindrückliche Bilder.** Die übrige Fläche würde man in landwirtschaftlicher Terminologie wohl als Überführungsbetrieb bezeichnen – auf dem Weg zu einem stärker durchmischten Wald, jung neben alt, dünn neben dick, Buche neben Tanne.

Eine starke Durchmischung war übrigens auch das Ziel von Henry Biolley, der Ende des 19. Jahrhunderts im neuenburgischen Val de Travers zu arbeiten begann. Ich habe Biolley's Denken im Buch zum 150jährigen Bestehen des Schweizerischen Forstvereins beschrieben.[1] Er hat das Potenzial der Naturverjüngung früh erkannt und setzte sich dafür ein, die Natur wirken zu lassen und möglichst nicht zu verordnen, was sie zu tun hat. Sein Ziel war aber durchaus ein **Wald, der möglichst viel Holz produzierte**, das für Bauten und Betrieb der damals aufstrebenden Uhrenindustrie sehr wichtig war. In seinem Plenterwald hat er Kosten und Risiken minimiert und dabei hohen Ertrag erzielt. Ganz ähnlich und letztlich mit denselben Zielen funktionieren die heutigen Dauerwälder.

Im Rahmen des Landesforstinventars (LFI) werden die Förster nach der Art des nächsten Eingriffs befragt. Die Erhebungen des LFI4 (2009-2013) zeigen, dass für 10% des

«… für 10% des Schweizer Waldes Dauerwald oder Plenterung vorgesehen». Foto: Christian Küchli

Schweizer Waldes Dauerwald oder Plenterung vorgesehen ist.

In einem Buch von Peter Wohlleben, Der Wald, Ein Nachruf (2013), schildert der Autor drastisch die Auswirkungen von schweren Vollerntern auf den Waldboden und rechnet aus, wie mit dem Rückegassensystem ca. 50% des Bodens für lange Zeit verdichtet wird. Teilen Sie diese Befürchtungen? Wird dem Boden im Wald heute wieder mehr Wichtigkeit zugemessen (wie auch in der (Bio-)Landwirtschaft) oder täuscht dieser Eindruck?

In der Schweiz sind die Probleme klein

Dieses Buch bezieht sich auf die deutsche Forstwirtschaft, die mit unseren Verhältnissen oft nicht vergleichbar ist. Aber Holz ist immer schwer, und nachhaltige Waldbewirtschaftung benötigt in jedem Fall eine Erschliessung mit Waldstrassen und Rückegassen oder – in den Bergen – Strassen und Seilkrane. Mit Vollerntern kann durchaus schonend gearbeitet werden. **Je mehr Auflagefläche die Maschine hat, d. h. je grösser die Pneus sind, umso geringer ist der spezifische Bodendruck**. Übrigens ist der Erschliessungsbedarf bei der Einzelbaum-Nutzung nicht kleiner, denn dabei kommt man öfters in den gleichen Waldteil zurück. In Plenterwäldern ist z. B. das Waldstrassennetz eher dichter. Wichtig ist auch, dass die Fahrzeuge auf den Strassen und Rückegassen bleiben und nicht die ganze Fläche befahren.

Förstern von naturgemässem Waldbau ist eine standortgerechte Baumartenzusammensetzung wichtig. Pflanzgut von genetisch einheitlichen «Super-Bäumen» aus weit entfernten Baumschulen sehen sie als ungeeignet für die Anpassung an sich momentan rasch verändernde Umweltbedingungen (Unwetter, Trockenheit). Wie sehen Sie das?

Wald — Klima

Alle Forstleute in der Schweiz kümmern sich um Standortgerechtigkeit – unsere Vorgänger, die noch nicht so viel über Boden und Klima wussten, haben oft schlechte Erfahrungen mit der falschen Baumartenwahl gemacht. In den letzten Jahrzehnten haben die Forstleute dies zunehmend in den Griff bekommen. Doch jetzt mit dem Klimawandel stellen sich ganz neue Herausforderungen. **Naturnaher Waldbau ist aber eine geeignete Basis, um die Wälder allmählich an den Klimawandel anzupassen**. Wichtige Überlegungen werden z. B. sein, wo es in tieferen Lagen noch Sinn macht, die empfindliche Fichte zu verjüngen.

Der Wald wird ja auch als Helfer beim menschenverursachten CO_2-Problem gehandelt, weil er einen «klimaneutralen» Energieträger liefere. Kritische Stimmen befürchten aber, dass ein üblich bewirtschafteter Wald nach seiner Nutzung mehr CO_2 abgegeben hat als er fixierte, weil der Kohlenstoff in Streue und im Totholz wegen zu grossem Lichtangebot in stark genutzten Wäldern abgebaut statt konserviert wird. Was meinen Sie dazu?

Waldbauliche Ansätze wie Dauer- oder Plenterwald, welche die Bestände geschlossen halten, verhindern einen übermässigen Abbau des in Wurzeln und Boden vorhandenen CO_2. **Die Klimaschutzwirkungen des Waldes sind beträchtlich**. Drei Effekte tragen dazu bei: die Einlagerung von CO_2 in Holz und Boden (CO_2-Senkenleistung), die langfristige Speicherung von CO_2 in Holzprodukten (z. B. Häusern) und die Substitution, indem durch den Bau von Holzhäusern oder durch Holzfeuerungen fossile Energie eingespart werden kann. Allein mit der CO_2-Senkenleistung des Waldes hat die Schweiz 20% der Kyoto- Verpflichtungen abdecken können. Von den Einsparungen für den Bundeshaushalt in Höhe vieler Millionen Franken haben die Waldeigentümer aber keinen Rappen gesehen.

Weil der «Rohstoff»-Verkauf (wie in der Landwirtschaft) immer weniger einbringt, steigt der wirtschaftliche Druck auf die Forstverwaltungen enorm. Dauernd liest man von Fusionen von Waldbewirtschaftungseinheiten. Was meinen Sie zu diesem «Strukturwandel»? Können die Wälder mit immer weniger Menschen überhaupt noch «naturgemäss» bewirtschaftet werden?

Bewirtschaftungsstrukturen

Die Erlöse aus der Holzproduktion sind seit Jahren rückläufig, und die Verteuerung des Frankens gegenüber dem Euro drückt auf den Absatz von Schweizer Holz. Trotzdem ist noch keine hohe Fusionierungswelle festzustellen. Die öffentlichen Waldeigentümer wie Gemeinden oder Burgergemeinden scheinen sich ihren Wald weiterhin erhalten zu wollen, trotz roter Zahlen. **Um Kosten zu senken, wird im Waldbau mehr den Naturkräften überlassen**, was eben zum Trend Richtung Dauerwald beiträgt, der eher weniger Personal braucht.

Ist die Dauerwaldbewirtschaftung vergleichbar mit der Extensivierung in der Landwirtschaft und könnte sie durch einen geringeren Hilfsmittel-Einsatz die aufwändigere und geringere Ernte kompensieren?

Im Wald darf nicht gedüngt werden, und Pflanzenschutzmittel sind grundsätzlich verboten. Da gibt es kein Sparpotenzial. Trotzdem müssen der Wald und seine vielfältigen Leistungen langfristig sichergestellt werden.

Christian Küchli hat 20 Jahre als Konsulent und Publizist mit eigenem Büro gearbeitet. Seit 2000 ist er im Bundesamt für Umwelt (BAFU). Letzten Winter hat er die Leitung seiner Sektion abgegeben, um sich auf den Abschluss des Forschungsprogramms Wald und Klimawandel von BAFU und WSL und dessen Umsetzung zu konzentrieren. Foto: zVg

Aus meiner Sicht wäre es fair, wenn Nutzniessende zu den Aufwendungen für die Pflege des Waldes beitragen. Nutzniessende sind z. B. jene, die von den Filterleistungen des Waldes für bestes Trinkwasser profitieren oder auch im Bereich der Klimaschutzleistungen. Dies sollte überall dort erfolgen, wo Leistungen mit besonderen Auflagen und Nutzungseinschränkungen verknüpft sind. Auch für besondere Leistungen, das heisst für aktiv ergriffene Massnahmen zur Sicherstellung oder Verbesserung bestimmter Waldleistungen, sollte es möglich sein, Nutzniessende zu beteiligen.

Das grösste Ertragspotenzial liegt aber nach wie vor in der Holzproduktion. Hier sind immer auch die Bedürfnisse und innovativen Möglichkeiten der holzverarbeitenden Branche im Auge zu behalten. Der Klimawandel wird mittelfristig wesentlich dazu beitragen, dass das Angebot an Nadelholz sich auf einem tieferen Niveau als heute einspielt. Andererseits kommt mehr Laubholz auf den Markt, für das es heute erst wenige Einsatzmöglichkeiten gibt. ●

[1] Christian Küchli, 1992: Wurzeln und Visionen – Promenaden durch den Schweizer Wald. AT, Aarau.

Kostenwahrheit?

Jakob Weiss. Ja, wer wäre denn nicht für die Wahrheit! Das Fragezeichen im Titel scheint sich zu erübrigen: Kostenwahrheit strahlt Integrität aus, ist eine «ehrliche Haut». Wo das Wort in die Diskussion eingeführt wird, zollt man ihm Respekt. Auf die darin ausgedrückte Haltung darf man sich verlassen: kein verlockendes Gaukelspiel mit Tiefstpreisen, jetzt kommt trockene Vernunft daher. Versuchen wir kurz, dieser kostenwahren Vernunft im Zusammenhang mit Lebensmitteln nachzuspüren.

Die Wahrheit als ein Preis

Wenn man Berichten über den Einkaufstourismus glauben will, dann bedeutet Kostenwahrheit für viele Einwohner und Einwohnerinnen dieses Landes nichts anderes als die Preise, die sie in den Läden hüben und drüben der Grenze vorfinden. Und die Preise sind auf schweizerischer Seite zu hoch. Die bei uns erhältlichen Lebensmittel werden in den Augen dieser Leute entweder zu aufwändig oder mit zu hohen Löhnen und Margen erzeugt.

Wenn Landwirte von Kostenwahrheit – oder von ihren «effektiven Kosten» – reden, so meinen sie ziemlich genau das Gegenteil. Sie bekommen für ihren Aufwand und ihre Arbeit zu wenig Geld mit den Preisen, die ihre Produkte lösen, bevor sie (verarbeitet) in den Verkauf gelangen.

Wenn schliesslich eine Umweltschützerin oder ein grüner Politiker Kostenwahrheit fordert, meinen sie nochmals etwas anderes. Sie sorgen sich, ob die mit der heutigen Landwirtschaft angerichteten Schäden je wieder gutzumachen sind, wenn nicht die Preise für landwirtschaftliche Produkte angehoben werden (auch indirekt über extra bezahlte bäuerliche Leistungen), damit eine achtsamere Bewirtschaftung möglich wird. Die Sichtweise, die hinter dieser Haltung steht, möchte die natürlichen Grundlagen, die «Ökologie», mit in die Rechnung nehmen.

Unerhört, dass die Natur kein Preisschild trägt!

Wer hat recht? Das Problem beginnt damit, dass keine Kartoffel, keine Sonnenblume und auch kein Schwein von sich aus ein Preisschild trägt. Die Natur ist grundsätzlich immer gratis. Ein immenser Selbstbedienungsladen ohne Kasse. Und wir Menschen haben uns über Jahrtausende daran gewöhnt, davon zu profitieren. Es geht nun aber schon eine Weile nicht mehr um die Brombeeren am Waldrand, die Pilze, das Einkorn und den Hirschschlegel. **Das war Lebensmittelgewinnung**. Kostenwahrheit gab es dabei nicht, nur Hunger oder Sattheit, viel oder wenig körperlichen Aufwand, um ernährt zu sein. **Die heutige Nahrungsmittelproduktion sieht anders aus**. Sie holt sich mehr aus der Natur, als was gerade so übrig ist. Und sie tut es unter Einsatz von viel fremder, d.h. nichtlandwirtschaftlicher Energie, die weder von der pflanzlichen Leistung an Ort und Stelle, noch von tierischer oder menschlicher Arbeitskraft erbracht wird, sondern «eingekauft» werden muss. In dieser modernen Landwirtschaft kann sich die Kostenwahrheit auf vielfältige Art verstecken.

Welchen Wahrnehmungshorizont braucht «Nachhaltigkeit»?

Das Wort Nachhaltigkeit mag man kaum mehr hören, es flattert bald in jedem Geschäftsbericht daher und ist oft von üblem Mundgeruch begleitet. Aber der Begriff ist hier nötig, um die gesuchte Wahrheit aus ihren Verstecken herauszulocken und mit Spielregeln zu konfrontieren. Denn ohne Massstab, ohne anerkannte Regeln und überprüfbare Kriterien, gibt es keine Kostenwahrheit. Dem Massstab Nachhaltigkeit müssen allerdings noch die anstrengenden Wörter Wahrnehmungshorizont oder Systemgrenze angefügt werden: **Wie weit blicke ich, um Kostenwahrheit für Lebensmittel zu finden?** Bis ins Verkaufsgestell? Bis auf den Hof eines Landwirts? In die Verarbeitungsbetriebe der Schweiz? In die globalisierte Welt? Oder sogar bis in die Tiefe der Bodenstruktur? In die Dunkelheit des Grundwassers? Ins Abendrot?

Konkreter ausgedrückt: Hat der Landwirt, der kostendeckende Preise für seine Erzeugnisse will, sich zuerst versichert, dass er auch den Diesel für seinen Traktor «kostendeckend» getankt hat? Den Kunstdünger «kostendeckend» angeliefert bekam? Den Strom für die Melkmaschine «kostendeckend» bezieht? Den polnischen Saisonarbeiter «kostendeckend» entlöhnt hat? Und ob für den Preis seiner Ferienreise mit der Genossenschaft alle «Kosten gedeckt» waren?

Wollen und können wir «bezahlen»?

Die Annahme ist bestimmt richtig, dass wir alle durch die Welt ziehen, ohne die von uns verursachten «Kosten» immer vollumfänglich zu bezahlen. Dafür sollten wir dann manchmal etwas mehr «bezahlen», wo wir es gerade vermögen. Damit die Welt im Gleichgewicht bleibt. Das freiwillige Bezahlen fällt uns aber häufig schwer, weil es im falschen Moment geschehen sollte oder weil die Zusammenhänge – nützt mein Beitrag etwas oder nützt er nichts? – nicht sichtbar sind. **Die vielen möglichen Wahrheiten im eigenen grossen Lebensbudget sind unserem Auge nicht jederzeit zugänglich.** Verstand und Herz müssen oft

Ernte italienischer Oliven, Oktober 2015. Suchen Sie darin die Kostenwahrheit! Foto: Jakob Weiss

mühsam danach grübeln. Dafür braucht es Zeit. In der mechanischen Werkstatt für Landmaschinen, wo ich vor vielen Jahren Hilfs- und zudienende Arbeit leistete, gab es ein besonderes Werkzeug: ein **massives rohrartiges Stück**, mit dem man die krummen Stangen und andere Dinge gerade biegen konnte, sie wieder zu «richten» vermochte. Das Werkzeug heisst Wahrheit. «Bring mir noch rasch die Wahrheit» oder «versuch's doch mal mit der Wahrheit» hiess es vom Meister, und damit waren meist keine Zimperlichkeiten angesagt. Ähnlich ist es mit der Kostenwahrheit. Das **Wort ist ein kräftiger Hebel, um die eigene Sicht ins wahre Lot zu bringen**: *Ich* bekomme einfach zu tiefe Preise für den Weizen und die Milch, *ich* muss zuviel bezahlen für den neuen Schwader und den Scheunenumbau, *ich* komme auf einen zu tiefen Stundenlohn, wenn ich noch von Hand das Bachbord mähen und die Hecke pflegen sollte, *mir* sind die Bio-Lebensmittel im Dorfladen zu teuer. Je nachdem, wie weit oder tief man blickt, setzen sich Kosten aller Art und Wahrheiten aller Art ganz unterschiedlich zusammen. **Wo einem das persönliche Kosten–Wahrheitsverhältnis nicht passt, holt man gern die eiserne Wahrheit vom Werkzeugbrett und biegt sich die Sachlage zurecht.**

(Sehr im Unterschied zum viel beliebteren Preis-Leistungsverhältnis, welches man einfach betrachtet und dann zugreift oder es sein lässt.)

Was ist denn die Wahrheit des Regenwurms?

«Kostenwahrheit» für Lebensmittel ist nichts Absolutes! Es gibt keinen Urpunkt, wo sie verankert wäre. Wie sollte denn ein Grashalm im Milchpreis abgebildet sein? Vom Regenwurm im Boden ganz zu schweigen. Wir können jedoch versuchen, in objektivierender Weise Faktoren zu benennen, die wir für die Konstruktion eines Preises als wichtig erachten. Arbeit ist bestimmt ein gewichtiger Faktor. Materialkosten sind ein weiterer, aber nur noch scheinbar gut erfassbar in der Tiefe ihrer Entstehungsbedingungen. Daneben gibt es grobe Lücken: Bodenfruchtbarkeit und Tierwohl sind nicht in klaren Mengeneinheiten und somit auch nicht monetär messbar, um nur zwei Bereiche landwirtschaftlicher Voraussetzungen für Lebensmittelpreise zu nennen. Diese Tatsache einer Preisbildung, die auf unvollständigen und somit auf willkürlich ausgewählten Faktoren oder Kriterien beruht, müsste uns bewusst machen, dass Lebensmittelpreise tendenziell wohl immer zu tief sind. Sobald wir den Blick vom Preisschild lösen und bis zur Ölplattform (mit dem möglichen Leck) und bis ins Grundwasser (mit dem möglichen Atrazin) und bis in die Atmosphäre (mit ihren Gasen und Staubpartikeln) richten, dann dürfen wir ganz einfach froh sein, die davon abhängigen Lebensmittel überhaupt käuflich erwerben zu können. An unserer existentiellen Bindung an die lebensspendable Natur hat sich nämlich seit den Höhlenbewohnern nichts grundsätzlich geändert. Es ist nur etwas Geschirr dazwischen gekommen.

Rechnen als Illusion der Macht

Zum Geschirr gehört in jüngerer Zeit auch das heftige Rechnen. Und zum Rechnen die Suche nach Gewinn. Oder nach Ausfluchten. Wir fliegen dann «klimaneutral» in die Ferien, haben scheinbar bezahlt für unsere (CO_2-) Sünde gegenüber der sogenannten Umwelt, die eigentlich unsere Mitwelt ist oder sogar unsere «Mutter Erde». Wir finden aber auch, Dünger, Benzin, Maschinen, Butter, Brot und Fleisch sowie die Wohnung samt TV- und Kehricht-Gebühren seien «teuer». Und bei Abstimmungen entscheiden wir uns für oder gegen Massnahmen, die der Umwelt zugute kommen sollten, je nachdem, wie wir die Gefährdungen einschätzen – und wie glaubwürdig und steuerverschlingend die Massnahmen. Nun sind sich leider auch ExpertInnen nicht einig, wie sich die «externen Kosten» in Preisen abbilden lassen, weil auch sie unterschiedlich weit blicken. Können wir schon wissen, wie teuer uns die Endlagerung des Atommülls zu stehen kommt? Sind diese Kosten mit dem heutigen Strompreis schon bezahlt? Und falls ja, **was wird dann zukünftigen Generationen wirklich «ausbezahlt»?** Wissen wir, wie teuer ein Kubikkilometer weggeschwemmter Erde ist? Können wir diesen «Verlust» jemandem verrechnen? Oder glauben wir, die verlorene Bodenerde ersetzen können? «So sind wohl manche Sachen», könnte man da mit Matthias Claudius sagen, «die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn». Wir lachen nicht wirklich, aber wir hoffen, die Sachen im Griff zu haben oder sie in den Griff zu bekommen – unter anderem dank Preisen, in denen wir angeblich die «Reparaturkosten» der Natur bereits vorweggenommen haben. Über jene, die dank Schürf- und Förderrechten jahrzehntelang Gewinn machten mit den Gratisgaben der Natur (nicht umsonst Boden-Schätze genannt), müssen wir hier nicht mehr reden. Es geht um die Zukunft.

Das «Vermögen» der Natur ...

Kann die Zukunft errechnet werden? Natürlich nicht. Immerhin aber können wir uns vorsehen. In einem gerade erschienenen Büchlein – es heisst «Richtig rechnen!» – macht Christian Hiss den Vorschlag, die bisher unzulängliche Internalisierung externer Kosten durch eine andere Buchhaltung zu ersetzen. Er bezeichnet es als Denkfehler, dass in den Ertrags- und Kostenrechnungen «das Natur- und Sozialvermögen» nicht als eigenständige Werte berücksichtigt sind. Die dreiteilige Aufspaltung in Ökologie, Soziales und Ökonomie hält er für den grundlegenden Irrtum. In diesem Modell werden die drei Säulen zu Gegensätzen stilisiert, was sie aber nicht sind. «Die Natur und die menschlichen Fähigkeiten sind keine lästigen Nebeneffekte, sondern das grundlegende Vermögen jedes ökonomischen Handelns», so Hiss. Nachhaltigkeit gibt es ihm gemäss erst, wenn diese zwei Säulen vollständigen Eingang in die betriebswirtschaftliche Rechnung finden, und zwar auf Seiten des Vermögens, nicht als Kosten. Kurz: alles ist «Ökonomie», es sei falsch, das Soziale und Ökologische stets der Ethik und dem Idealismus zuzuweisen.

Unbekannte Schultern tragen unsere Gesinnungsflaggen

Soweit sind wir noch nicht. Aber mehr bezahlen für das Lebensnotwendige könnten wir schon. Von einem grosszügiger bemessenen Preis – für Nahrungsmittel und weiteres – muss selbstverständlich ein Teil sicht- und spürbar zugunsten der geschädigten natürlichen Grundlagen eingesetzt werden. Was aber erst eine Symptombekämpfung ist. Ziel sollte es werden, die Beeinträchtigungen gar nicht aufkommen zu lassen. Es ist einzig der Mensch auf diesem Planeten, der nicht nachhaltig ist. Zurzeit arbeitet er kräftig an der Zerstörung seiner Lebensgrundlagen, seines «Kapitals» (das dafür geläufige Wort Ressourcen ist abstrakter als Bodenschätze). Er tut es nicht selten im Namen von Wohlstand, Nachhaltigkeit, Gerechtigkeit und andern Gesinnungsflaggen. Wir alle tragen unsere Fähnchen mit. **In diesem Gewusel masst sich das Wort «Kostenwahrheit» Autorität an, die es nicht hat, es verlagert die äusserst komplexe Problematik bloss auf weitgehend unbekannte Schultern.** Damit eröffnet es bequeme Abkürzungen über viele Detailaspekte hinweg, und die Abkürzung werden oft begangen, um den eigenen Fussabdruck klein erscheinen zu lassen. Fragen Sie sich selber und jeden, der die Kostenwahrheit in den Mund nimmt, wie weit zu schauen er oder sie sich getraut. ●

Bäuerliches Wissen teilen und weiterentwickeln

Die Internetplattform terrABC.org ist online

Sonja Korspeter. Lange war das alte bäuerliche Wissen nicht mehr gefragt, es wurde altmodisch und überholt genannt. Doch viele Denkweisen und Methoden der Landwirtschaft früherer Jahre bieten Lösungsmöglichkeiten für heutige Fragestellungen zum Umgang mit Umwelt, Tier, Pflanze und Boden. Und auch für den Alltag der Menschen.

«Ich hoffe, dass möglichst viele Menschen ihr Wissen auf terrABC.org teilen; andere es ausprobieren und dann wieder von ihren Erfahrungen berichten. So, dass nach und nach ein riesiger, lebendiger Wissensschatz entsteht, der (jungen) Leuten hilft, selber Land zu bewirtschaften und Tiere zu halten», so Markus Lanfranchi, der Initiator von www.terrABC.org. Die Idee für die heutige Internetplattform ist schon einige Jahre alt. Markus Lanfranchi hatte als Präsident des Bioforums das Vorhaben Internetseite bereits im Jahr 2010 gemeinsam mit SBV, FiBL und dem Delinat-Institut unter dem Namen «Farmerswiki» projektiert. Auch Vertreter des Archivs für Agrargeschichte und der Bio Schwand waren in der Projektgruppe dabei. Doch es gab Auseinandersetzungen innerhalb der Gruppe, die dazu führten, dass das Projekt zum Stillstand kam. Nur das Forum «Teilt euer Wissen» auf der Internetseite des Bioforums zeugte noch eine Weile von den ersten Ansätzen, eine internetbasierte Form des bäuerlichen Wissensaustausches zu schaffen.

Noch ein Neustart und noch ein Neustart

Beim Möschberg-Gespräch 2013 war der Austausch zwischen Jung und Alt dann nicht nur wieder Thema, sondern auch Programm. Es gab viele Interviews von jungen, interessierten Menschen mit erfahrenen Bäuerinnen und Bauern. Dies erzeugte Begeisterung, die im folgenden August unter der Trägerschaft des Vereins agrarinfo.ch zu einem Neustart-Treffen für das «Wissensteilet» führte. Dieses Mal sollte das Projekt mit engem Bezug zur bäuerlichen Basis und hauptamtlich betreut auf solide Beine gestellt werden. Ziel war es, **bäuerliches Erfahrungswissen möglichst lebendig und praxisnah zu präsentieren, auch über Filme, Audioaufnahmen und natürlich mit vielen Fotos und Texten**. Der Verein agrarinfo.ch mit Christine Held und Daniela Weber engagierte sich stark für das Projekt, mit eigener tatkräftiger Unterstützung und auch mit der Finanzierung von Projektdokument, Programmierung der Internetseite, Verfassen und Einpflegen von Texten und vielen Vorleistungen, um Gelder zu finden und ein Netzwerk von Partnern und Autoren aufzubauen. Mich fragte man an, die Projektkoordination zu übernehmen. Begeistert sagte ich zu und legte Ende 2013 los.

Der Sanddorn ist ein Wildobst, das an verschiedensten Standorten gedeiht – ein wenig stachelig ist er, leuchtend orange und voller wertvoller Vitamine und Mineralstoffe sind seine Früchte. Symbol für terrABC – mit der Power, gesundes Gedeihen und viel Kraft und Ideen für neue Wege zu geben.

Foto: Sonja Korspeter

Doch auch in der neuen Konstellation mit einem vierköpfigen Team war die Zusammenarbeit nicht einfach. Die Gelder von Stiftungen und Institutionen liessen zudem auf sich warten, was zum Teil auf das erste Scheitern des Projektes im Jahr 2013 zurückzuführen ist. Aber nicht ausschliesslich, denn mit terrABC.org soll etwas auf die Beine gestellt werden, das sich abseits der üblichen Wege bewegt. Neben begeisterten Reaktionen begegneten wir wohl auch deshalb Vorbehalten und Bedenken, wenn es ums Geld und die offizielle Unterstützung ging. Hinzu kam die erfreuliche Geburt meiner Tochter und so verschob sich der fulminante Start der Seite ein weiteres Mal um ein gutes Jahr.

Zwei Stiftungen erklärten sich dennoch bereit, zusammen 15.000 CHF zu geben. Dieses Geld wurde genutzt, um die Seite technisch fit zu machen und einen Grundstock von Texten zu verfassen und einzupflegen. Und so ist die **Seite trotz schwieriger Startzeiten jetzt – im Dezember 2015 – offiziell online und bereit, bäuerliches Erfahrungswissen aufzunehmen, zu diskutieren und weiterzuverbreiten**.

Gut begleitet in die Zukunft

agrarinfo.ch steht als Trägerverein mit den Vorstandsmitgliedern Christine Held, Thomas Gröbly und Mathias Binswanger weiterhin hinter terrABC. Viele Verbände haben sich bereit erklärt, Kooperationspartner zu sein und sowohl mit Inhalten als auch mit Kontakten den Ausbau der Seite zu unterstützen. Der Schweizer Bauernverband hilft uns, die Seite über seine Kanäle bekannt zu machen.

Biobauer Ernst Frischknecht begleitet das Entstehen der Seite mit seinem Talent, Leute an einen Tisch zu bringen, und mit seinem Fachwissen. Er findet: **«Wissen ist kein Dogma, sondern Wissen ist ein Prozess. Das passt sich an.»** Von ihm werdet Ihr einige Texte auf der Seite entdecken. Ganz besonders viele Beiträge auf der Seite kommen aktuell von Markus Lanfranchi. Er hat sich jetzt zwar aus der aktiven Mitarbeit bei terrABC zurückgezogen, bleibt jedoch weiterhin Ansprechpartner für bestimmte Themen und Kontakte. Sepp Braun, Bioland-Bauer aus der Nähe von München und Vorstandsmitglied von Bioland, hat so einiges an Inhalten zur Verfügung gestellt und ist ebenfalls begeistert von der Idee. Sehr oft bin ich inzwischen Menschen begegnet, die eine Seite wie terrABC sehr wertvoll und notwendig finden. Ich selber bin voller Begeisterung und überzeugt davon, dass diese Seite und die Art, wie sie Wissen zusammenträgt und vermittelt, viel zu neuen Landwirtschaftsformen jenseits der Wachstums- und Effizienzideologie beitragen kann. Insbesondere kann sie in ihrer Vielfalt nicht nur

konkrete Praxistipps vermitteln, sondern auch aufzeigen, wie wichtig ein Gefühl für den jeweiligen Standort und ein Verständnis der Gesamtzusammenhänge sind. Und **Menschen rund um das Thema ökologisch nachhaltige Landbewirtschaftung und Lebensmittelerzeugung zusammenbringen**.

terrABC.org mitgestalten

Die Seite lebt davon, dass erfahrene Bäuerinnen und Bauern, und auch Köche, Urban Gardeners und andere Gärtnerinnen sich mit ihrem Wissen aus der Praxis einbringen. **Wir laden Euch ein: Schaut Euch terrABC an! Stöbert durch die einzelnen Seiten! Und vor allem: Teilt Euer Wissen!** Schreibt selber Texte und schickt sie an uns (via Formular auf der Seite, über die Kommentarfunktion, im Forum oder auch per E-Mail oder mit der klassischen Post). Kontaktiert uns, wenn Ihr möchtet, dass wir zu Euch auf den Hof kommen und für Euch schreiben. Oder wenn Ihr spannende Bäuerinnen und Bauern kennt, die etwas zu erzählen haben – seien sie schon betagter und weiser oder auch ganz jung und innovativ. Auch über Kommentare und konstruktive Ideen für terrABC.org freuen wir uns sehr.

Aktuell passiert viel Arbeit auf ehrenamtlicher Basis. In gewissem Umfang kann das auch zukünftig so sein, doch ohne einen Grundstock an finanziellen Mitteln, um die kontinuierliche Betreuung der Seite zu sichern und eine solide Aufnahme und anschauliche Darstellung des Wissens auf der Seite zu machen, geht es nicht. Wir sind also angewiesen auf Gelder von Stiftungen, Organisationen und natürlich von privaten Spendern. Von solchen, die die Seite selber nutzen oder auch von solchen, die die Seite einfach für ein geniales und notwendiges Gegenwarts- und Zukunftsprojekt für eine gesunde Landwirtschaft und Lebensmittelerzeugung halten. Bitte helft uns mit Euren Ideen und Kontakten auch bei der kurz-, mittel- und langfristigen Finanzierung von www.terrABC.org. ●

terrabc.org

Kontakt terrABC.org:
Sonja Korspeter
Tel. 076 426 72 13
sonja.korspeter@terrABC.org
Unterstützung: PC 25-156084-9
Vermerk terrABC

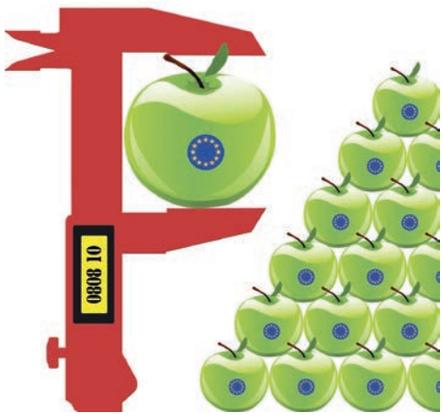
SINNvolle Kontrollen

Tania Wiedmer. Während der Möschberggespräche 2015 über die zukünftigen Themenfelder des Bioforums kristallisierte sich als ein Thema heraus: «Beziehung in Freiheit und Verbundenheit auch inmitten der überbordenden Landwirtschaftskontrollen.» Daraus hat sich eine Arbeitsgruppe Interessierter aus dem Vorstand, dem Beirat und mit weiteren Fachleuten aus dem Bioforum gebildet.
Aus der Erkenntnis, dass das Misstrauen gegenüber dem Berufsstand Landwirt wächst und der Einzelne durch den erhöhten Kontrollaufwand entmündigt wird, haben wir uns dazu Gedanken gemacht, wie den Kontrollen wieder mehr Sinn gegeben werden kann. **Denn es ist ein Trugschluss, dass mit immer mehr Checkpunkten mehr Sicherheit gewährleistet ist.**
Das Ziel einer Kontrolle ist die Hochhaltung der Qualität. Dies wurde bisher mehrheitlich durch Androhung von Strafe zu erreichen versucht. Wir aber setzen vermehrt auf die Erkenntnis, dass **das *Wissen warum* der bessere Garant für die Hochhaltung der Qualität ist**. Bedingung dazu ist das Wissen um die Zusammenhänge. Es sollen nicht immer mehr Checkpunkte auf Ja oder Nein kontrolliert werden. Stattdessen sollen mit gezielten Fachfragen die Landwirte veranlasst werden, die Zusammenhänge zu erkennen und aus eigenem Antrieb höchste Qualität anzustreben. Die nach diesem System durchgeführte jährliche Kontrolle soll dem Betriebsleiter beziehungsweise der Betriebsleiterin helfen, die Qualität aus eigenem Antrieb und Wissen hochzuhalten oder zu steigern und so die Sicherheit der Bioproduktion zu garantieren.

Als Instrument kann eine Selbstdeklaration dienen. Eine Selbstdeklaration hat zum Ziel, dass die Biobauern wissen, warum sie etwas tun. Denn das *Wissen warum* ermöglicht erst Qualität. **So bleibt die Verantwortung bei den Betriebsleitern und nicht beim Kontrolleur oder der Kontrolleurin.** Ein weiterer Pluspunkt dieses Systems ist, dass die Betriebsleiter eine Standortbestimmung machen müssen und sehen, wo sie sich im Prozess befinden.
Die Aufgabe des Kontrolleurs ist dabei mehr die des Begleiters. Wir bewegen uns damit weg vom problemorientierten hin zu einem lösungsorientierten System. Verstösse werden aber weiterhin sanktioniert.

Diese Vorschläge werden wir mit dem BLW und der Bio Suisse und weiteren interessierten Kreisen besprechen, um gemeinsam etwas zu bewirken.

Das vorgeschlagene System ermöglicht eine Weiterentwicklung in Richtung partizipative Garantiesysteme und somit auch den Einbezug von Konsumenten. Wie dies aussehen soll, ist Gegenstand von zukünftigen Diskussionen. ●



Die Kontrolle darf niemals das Mass aller Dinge werden. Grafik: Fotolia

Veranstaltung

Humusgeschichten

Das Bioforum auf Exkursion!

Welche Erfahrungen machen Bauern und Bäuerinnen in der Humuswirtschaft? (Wie) kann Pflanzenkohle für den Humusaufbau genutzt werden? Diese und viele weitere Fragen will das Bioforum im Rahmen einer eintägigen Exkursion aus verschiedenen Perspektiven beleuchten und mit Fachpersonen diskutieren. **Neben Hofbesuchen bekommen wir auch einen Einblick in die Arbeitsweise und Erfahrungen der Verora GmbH** (www.verora.ch).

Die Exkursion findet im Frühjahr 2016 in der Region Zug statt. Die genauen Termine finden Sie ab Januar auf unserer Webseite sowie im nächsten K+P.

Kontakt: Tania Wiedmer, Tel. 026 921 11 30
taniaw@immerda.ch; www.solawi.ch/lehrgang

Napfmilch. Die unrühmliche Seite

Das Napfbergland ist geprägt von Einzelhöfen und Weilern. Foto: Peter Helfenstein

Zahlreiche Auszeichnungen
Schon bald wurden mehr als 40 Produkte im Luzerner Hinterland hergestellt und vermarktet. Als erstes Erzeugnis fand der Kräuterfrischkäse den Weg in die Regale der Grossverteiler. Bereits nach kurzer Zeit wurden pro Jahr mehr als 2,5 Millionen Kilogramm Milch zu regionalen Spezialitäten verarbeitet, davon 70 Prozent mit Biomilch. 17 Arbeitsplätze konnten geschaffen werden. Das Unternehmen florierte, die Napfmilch AG war Name und Programm zugleich und mauserte sich schnell zu einem Vorzeigeprojekt. Sieben Innovationspreise konnten entgegengenommen werden.

Wendy Peter. Als *das* Vorzeigeprojekt der Regionalvermarktung gilt die Napfmilch AG: oft beschrieben, kommentiert und sogar verfilmt. Es ist die Geschichte der Napf-Milchbauern, die mit Engagement und Weitsicht die Verarbeitung ihrer Milch selbst an die Hand genommen haben.

Innovative Napfbauern
Die Region Napf, in der Mitte zwischen Luzern und Bern gelegen, galt jahrelang als die «Armenstube» der Schweiz mit ihren kleinen Bauernhöfen, meist abgelegen und weit verstreut in steilem, oft fast unwegsamem Gebiet; kaum andere Erwerbsmöglichkeiten ausser der Landwirtschaft, und diese wiederum wegen ihrer Topografie und dem raueren Klima immer mehr in Konkurrenz mit den stets grösser werdenden und industrielleren Höfen des Flachlandes.
Die Geschichte der Napfbauern hat mich immer wieder beeindruckt. Ich lebe am Rande dieser Region und so habe ich ihre Geschichte aus der Nähe und stets mit grossem Interesse mitverfolgt. Die Napfbauern haben sich durch die erschwerten Bedingungen nicht unterkriegen lassen. Sie sind nicht wie andere Bauern zu Einzelkämpfern geworden oder haben gar aufgegeben, sondern **sie haben sich zusammengeschlossen, sind sozial, kulturell und wirtschaftlich «zusammengewachsen»**. So sind viele in der lokalen Feuerwehr tätig, engagieren sich in der Politik, sind Mitglied im örtlichen Theaterverein und haben gar mit dem lokalen Theaterregisseur Louis Näf grosse Freiluftheater auf die Beine gestellt, die weit über die Region hinaus bekannt wurden und viele Städter aufs Land brachten. Sie haben den Reichtum des Napfs erkannt, mit den vielen Weiden und dem Potenzial, dank der Viehhaltung wertvolle Lebensmittel hervorzubringen; aber auch die Schönheit der Landschaften und das Privileg, in einer solchen Gegend leben und arbeiten zu dürfen.
So war es eine logische Entwicklung, dass **Wege gesucht wurden, um neue Arbeitsplätze zu schaffen und die Wertschöpfung im Napfgebiet zu behalten**, denn, so Isidor Kunz, Bergbauer und Initiator des Projektes: «Es kann doch nicht sein, dass wir unsere Milch jeden Tag wegführen lassen.» 1998 wurde so die Napfmilch AG von rund 50 Bauern und weiteren Aktionären als Selbsthilfeprojekt gegründet. Es war ein Zeichen für eine eigenständige und unternehmerische Landwirtschaft und darüber hinaus als Selbsthilfeprojekt auch ein Zeichen für Selbstwertgefühl und Selbstbehauptung einer Randregion.

Rücktritt des Initianten Isidor Kunz
Aber wieso nun «die unrühmliche Seite»? Im «Willisauer Bote», der lokalen Zeitung des Luzerner Hinterlandes, lese ich am 4. September 2015, dass Isidor Kunz mit sofortiger Wirkung aus dem Verwaltungsrat der Neuen Napfmilch AG ausgetreten ist. Was ist geschehen? Ich rufe Isidor an und keine halbe Stunde später sitzt er bei mir am Küchentisch, sichtlich gezeichnet von den Ereignissen der letzten Zeit, und erzählt die Fortsetzung der Geschichte der Napfmilch.
Nach dem sehr guten Start erlitt die Napfmilch AG 2008 einen Rückschlag. **Die Käserei musste modernisiert werden. Drei Millionen wurden in eine neue Produktionsanlage investiert**. Im Zusammenhang mit den Bauarbeiten kam es zu Qualitätsproblemen und in der Folge davon zu einem Umsatzrückgang. Zudem kam es zu einer Kostenüberschreitung von 400'000 Franken. Die Napfmilch AG geriet in finanzielle Schwierigkeiten und der Verwaltungsrat musste ein Gesuch um Nachlassstundung[1] einreichen. Obwohl andere Sanierungsvorschläge von Isidor Kunz vorlagen, verweigerten die ZMP[2] und die Bürgschaftsstiftung eine Überprüfung dieser Optionen. Auch die Banken gaben den innovativen Napfbauern keine zweite Chance.

1) Nachlassstundung: Verfahren zur privaten Schuldenbereinigung, vor Gericht. 2) ZMP: Genossenschaft der Zentralschweizer Milchproduzenten.

eines Vorzeigeprojektes

Falsche Entwicklung

Zur Sanierung der Unternehmung wurde die *Neue Napfmilch AG* als Auffanggesellschaft gegründet mit dem Ziel, das Unternehmen zu retten. Daran beteiligt waren die ZMP Invest AG und die Luzerner Bäuerliche Bürgschaftsstiftung (Teil der Kreditkasse). Damals hätten die beiden Hauptaktionäre erklärt, so erzählt Isidor Kunz weiter, nur «als Brückenbauer» für den Erhalt des Selbsthilfeprojekts zu wirken. Sobald sich die Firma konsolidiert habe, werde sie wieder auf die Milchproduzenten am Napf übertragen. Die Bäuerliche Bürgschaftsstiftung stellte dies, laut Isidor, in Aussicht, «wenn der Betrieb nach zwei, drei Jahren positive Zahlen schreibt». **Die ZMP Invest AG sicherte zu, ihre Aktienbeteiligung von 50 auf 20 Prozent zu reduzieren und zwar zugunsten der regionalen Produzenten.** Entsprechende Erklärungen seien in der Öffentlichkeit und gegenüber den Abnehmern Coop, Manor und Migros gemacht worden. Ebenso sei der Einbezug der Bauern auch in Verhandlungen mit der Patenschaft für Berggemeinden und der Coop Patenschaft ausdrücklich erwähnt worden. Diese beiden Organisationen haben ihrerseits, laut Isidor Kunz, über eine halbe Million Franken in die Neue Napfmilch AG investiert.

Aktiendeal

Bis vor wenigen Wochen hatten die ZMP Invest AG und die Luzerner Bäuerliche Bürgschaftsstiftung je 45 Prozent der Aktien. Der Geschäftsführer der Neuen Napfmilch AG, Daniel Erni, und Isidor Kunz, als Verwaltungsrat, besassen je deren fünf Prozent. Nun aber hat die Bäuerliche Bürgschaftsstiftung ihre Aktienbeteiligung von nominell 250'000 Franken für 1'050'000 Franken an die ZMP Invest AG verkauft, und das bringt ihnen, nach Abzug eines gewährten Betriebskredites von 100'000 Franken, **einen satten Gewinn von 700'000 Franken! Von einer Beteiligung der Milchproduzenten an ihrer Käserei wollen sie nichts mehr wissen.** Im «Willisauer Bote» nehmen Pirmin Furrer, Delegierter des Verwaltungsrates der ZMP Invest AG, und Beat Ineichen, Geschäftsführer der Luzerner Bäuerlichen Bürgschaftsstiftung, schriftlich Stellung zur Frage, warum die Bauern nicht schon längst wieder als Aktionäre eingebunden seien. In ihrer Antwort erwähnen sie u.a., «… das damalige Engagement war für beide Aktionäre mit einem sehr hohen finanziellen Risiko verbunden.» Ja, und das Engagement und finanzielle Risiko der Bauern? Die haben ja nun alle ihr Geld verloren! Bei der Gründung der Napfmilch AG hatten die Bauern Aktien im Wert von insgesamt 800'000 Franken gekauft, für viele Bauern eine doch beträchtliche Summe. Und dieses Geld haben sie nun verloren. Und als Gipfel der Dreistigkeit wurden an einer Orientierungsversammlung, Thema Aktien, den Bauern Aktien zum 4,2-mal höheren Wert zum Kauf angeboten, was für die Bauern schlichtweg nicht möglich war.

Bauern ausgebootet

Für Isidor Kunz ist klar: «Man will die Bauern nicht mehr in der neuen Organisation.» Und dies sei schwer zu verstehen, seien doch Organisationen wie die ZMP und die Bäuerliche Bürgschaftsstiftung eigentlich für die Bauern da. Isidor erinnert an all die Aufbauarbeit, welche die Bauern und Bäuerinnen für die Napfmilch in den vergangenen Jahren geleistet haben, so auch an die etwa 1400 Tage Einsatz an Degustationsanlässen in den Grossverteilern.

Isidor Kunz lobt die gute Zusammenarbeit mit der Geschäftsstelle der Neuen Napfmilch AG, kritisiert aber das Ausbooten der Bauern durch die ZMP und die Bürgschaftsstiftung. Sie hätten sich jetzt an ihr damaliges Versprechen halten sollen, die Napfbauern wieder in die Organisation einzubinden. Isidor weist darauf hin, dass die Neue Napfmilch AG in sieben Jahren zwei Millionen Franken Aktiengewinn gemacht habe, und deshalb forderte er, dass die Hälfte des Gewinnes an die Bauern gehen solle als Entschädigung für ihr verlorenes Geld.

Nun aber hat Isidor die Hoffnung endgültig verloren, dass dies geschieht. Es belastet ihn sehr, dass die Napfbauern ihr Geld verloren haben, hat er sie doch für das Projekt begeistert und sie zum Mitmachen motiviert. Aus diesem Grunde ist er mit sofortiger Wirkung aus dem Verwaltungsrat der Neuen Napfmilch AG ausgetreten. Er ziehe nicht nur als Verwaltungsrat, sondern auch als Aktionär seine Konsequenzen. Er wird, so hat er öffentlich erklärt, seinen 5% Anteil der Aktien verkaufen und den Reingewinn auf die alten Napfmilch-AG-Aktionäre verteilen. **Nun sind die Napfbauern wieder das, was sie früher waren, reine Milchlieferanten.** Sie wurden auf beschämende Art ausgebootet, und das schweizweit beachtete Vorzeigeprojekt einer gelungenen Regionalentwicklung hat nicht nur hässliche Beulen davongetragen, ihm wurden eigentlich die Knochen gebrochen. **Das Regionalprojekt Napfmilch ist jetzt Teil der ZMP Invest AG, die wiederum ist Teil der Emmi Group AG, und die wiederum gehört zu den Global Players.** Und die Bauern, die ihre Kühe Tag für Tag dieses wunderbare Lebensmittel Milch produzieren lassen, aus denen dann die vielen Napfspezialitäten entstehen, haben im wahrsten Sinne des Wortes ihre Stimme verloren.

Aber warum wehren sich die Bauern nicht gegen ein solch unwürdiges Verhalten? Ist dies die logische Folge unserer Landwirtschaftspolitik, welche die Bauern immer mehr am Gängelband hat und sie so ihres Selbstwertgefühls beraubt? Oder liegt es daran, dass die Menschen nun überall – auch an den beschaulichsten Orten der Welt – zu realisieren beginnen, dass heute **nicht mehr das Gemeinwohl der Menschen im Zentrum des Wirtschaftens steht** – eines Wirtschaftens, das einst auf Werten wie Vertrauen, Achtung und Ehrlichkeit beruhte, und wo bei Verträgen das Wort oder ein Handschlag genügte –, sondern heute ungebremstes Wachstum und Aktiengewinne die Maxime des wirtschaftlichen Handelns sind und wir gegen die Mächtigen dieser Welt kaum ankommen? Mich jedenfalls stimmt dieses Kapitel der Geschichte der Napfbauern sehr nachdenklich und traurig. •

Isidor Kunz Foto: Peter Helfenstein

Zwischen Himmel und Erde gesetzt

Auf dem Boden stehender Engel mit gleichmässigem Kreuz.
Bild: Kirche St. Maurice, Corsier-sur-Vevey (Waadt), Fresco aus dem 15. Jh. — www.raffaelverlag.ch

Martin Köchli. Das Bestreben und Bemühen der Menschen, auch der bäuerlichen, die Erdenschwere zumindest etwas zu überwinden, ist ein altes und ihr Gelingen ein, wie es sich «anbietet», ein geteiltes. Wenn ich mit diesem Beitrag versuche, den gelungenen Teil dieser Geschichte etwas in den Vordergrund zu rücken, so nicht aus Schönfärberei und Zweckoptimismus, sondern durchaus aus pragmatischen Gründen. Denn den «Himmel» in all seinen Formen der Erde wieder etwas näher zu bringen, aus der weltfremden Ecke herauszuholen, in die er von einer rein rationalistisch-materialistisch denkenden und fühlenden Welt gestellt wurde, kann dieser guttun: Wie die von den Regenwürmern gegrabenen Löcher in einem verdichteten Boden, der durch diese Arbeit wieder zu Sauerstoff und zu Wiederbelebung kommt.

«Der säkulare Staat und die weitestgehend säkularisierte Wirtschaft können die Voraussetzungen, von denen sie leben selber nicht garantieren und es braucht **eine vorpolitische und auch vorökonomische ethische Prägung des Menschen**, wenn sie – Politik und Wirtschaft – human bleiben sollen», schrieb der deutsche Philosoph Joachim Böckenförde. Und in seinem Büchlein «Credo. Warum die Rückkehr der Religion gut ist» eröffnet Wolfram Weimer Perspektiven, wie das religiöse Moment, das die Menschheit seit je begleitet, auf kluge und gesunde Art ins Alltagsgeschehen wieder integriert werden kann. Religion also nicht als «Over in the Gloryland» und als billige Jenseitsvertröstung inszeniert, sondern als inspirierende und kraftspendende Kraft in unser aller alltägliches Mensch- und auch in unser Bäuerinnen- und Bauer-Sein hineingenommen.

Natürlich höre ich jetzt all die Einwände, die **all die unsinnigen bis abscheulichen Missbräuche** anführen, die es in der Geschichte gab, wenn im Namen der Religion Menschen ausgebeutet, Natur zerstört, Kriege geführt wurden. Und ich verstehe auch, wenn jemand sich angewidert abwendet, wenn man Religion und Religiosität zum Thema machen will. Aber müssten wir dann nicht als Menschen allesamt resignieren, sieht doch die Bilanz der sogenannten Humanisten zum Beispiel wirklich viel besser aus? Wenn man an all die «modernen» Ausbeutungs- und Unterdrückungsstrukturen denkt, die Grundlage unseres materiellen Wohlstands sind? Da scheint mir ein **Blick auf jene Seiten der Religionen, die den Menschen über sich und sein Ego hinauswachsen liessen und lassen**, die ihn befähigen, diese Welt und den Menschen als Ganzes zu denken und zu verstehen, durchaus lohnenswert.

Welt und Menschen als Ganzes zu denken, befreit allerdings nicht von den unschönen Seiten der beiden und diese beim Namen zu nennen, stösst nicht immer auf Gegenliebe. Hirnforscher haben ja herausgefunden, dass das Durchsetzungsvermögen auf weiten Strecken der Evolution entscheidend war und der Anstand immer wieder unter die Räder kam. Die gleichen Forscher weisen aber auch auf die kooperativen Ansätze hin, die die Evolution ebenso kannte und die oft entscheidende Weiterentwicklungen bis hin zum Wesen Mensch ermöglichten. Nun kennt man ja den Spruch **«Enttäuscht vom Affen, schuf Gott den Menschen»** von Mark Twain. Und im Weitersagen ergänzt wurde das Zitat dann durch den Spruch: «Danach verzichtete er auf weitere Experimente.» Gilt es also, das «Experiment Mensch» nicht als Enttäuschung zu deklarieren, sondern als Chance, als Chance, immer wieder über sich selbst hinauszuwachsen, den Horizont zu erweitern?

Weihnachten und ihre Zeit naht und damit eine Geschichte, die allen Widerständen zum Trotz «den Himmel» etwas mehr in die Nähe der Erde bringt. Mit Ochs und Esel ist gar die Tierwelt beteiligt und mittendrin ein Gottes- und Menschenkind, das sich nicht scheut, mit seiner Geburt natürliche Abläufe mit Engelsgesang zu verbinden. Das scheint mir die praktische Seite dieses christlichen Festes, wo nicht Jenseitsvertröstung angesagt ist, sondern Weltzuwendung. **«Alles, was unsere Zuwendung erfährt, kann gedeihen»**, sagt der Volksmund und ich bin überzeugt, dass nicht nur bei der hormongesteuerten, sondern auch bei der geistgesteuerten Liebe – immer und immer wieder – etwas entstehen kann, das Hände und Füsse hat. Hände, die anzupacken wissen und Füsse, die tragen, auch wenn's nicht immer ebenaus geht. ●

Veranstaltung

Lehrgang für solidarische Landwirtschaft

Die Kooperationsstelle für solidarische Landwirtschaft berät Landwirtinnen und Konsumenten beim Aufbau und der Konzeption neuer Initiativen. In Zusammenarbeit mit der Bioschule Schwand bietet sie einen Lehrgang für solidarische Landwirtschaft und biologischen Gemüsebau an.

Kursübersicht

1) Solawi Betriebskonzept, 7.–9. Januar 2016
2) Biologischer Gemüsebau I, 1.–5. Februar 2016
3) Biologischer Gemüsebau II, 8.–12. Februar 2016
4) Solawi Vertiefung, 22.–23. April 2016

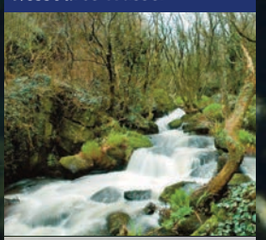
www.solawi.ch/lehrgang

HiPP

Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik

Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen

Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion

CO_2-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Mehr dazu unter www.hipp.ch

22. Möschberg-Gespräche am 6.–7. Februar 2016

«Boden unter den Füssen – worauf stellen wir die (Bio-)Landwirtschaft in den nächsten Jahren ab?»

Welche Ausrichtung des Biolandbaus ist für uns wirklich wertvoll? Welche Entwicklungen für die Zukunft wollen wir nun fördern?

An den Möschberggesprächen im Seminar- und Kulturhotel Möschberg, Grosshöchstetten BE, werden wir folgende **Referenten** hören:

- Bettina Dyttrich, WoZ Redaktorin: **«Was heisst ökologische und soziale Produktion?»**
- Otto Schmid, Dep. Sozioökonomie FiBL: **«Bio 3.0»**
- Adrian Aebi, Vizedirektor BLW: **«Rahmenbedingungen und Visionen für die CH Landwirtschaft»**
- Andreas Bosshard, Geschäftsführer Vision Landwirtschaft: **«Wie sieht die Zukunft der Landwirtschaft aus?»**

Anschliessend Podiumsdiskussion mit allen ReferentInnen.

In den **Workshops** am zweiten Tag werden die Themen mit den ReferentInnen vertieft und diskutiert. Hier sind alle gefragt, die Zukunft der (Bio-) Landwirtschaft neu zu gestalten. Dabei ist uns besonders wichtig, ausser dem realen Boden auch die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Seiten des Landbaus zu beleuchten.

Eingeladen sind Bäuerinnen und Bauern, KonsumentInnen, Gestalter des Biolandbaus aus Ausbildung, Forschung und Verwaltung, welche sich mit den aktuellen Forderungen von Handel, Staat und Gesellschaft auseinandersetzen. Unterschiedliche Ansichten haben Raum, um diskutiert zu werden.
Eltern mit kleinen **Kindern** von 1,5-6 Jahren bieten wir eine Betreuung durch eine erfahrene Person während der Referate und Diskussionen, gegen einen Kostenbeitrag. Ein separater Raum steht zur Verfügung, die Umgebung lädt zum Draussensein ein. Ganz kleine Kinder können auch direkt an der Tagung dabei sein, solange sich die TeilnehmerInnen nicht gestört fühlen. Interessierte melden sich bei Tania Wiedmer (Vorstand Bioforum), Tel. 026 921 11 30.

Anmeldung bis spätestens 6. Januar 2016 über bioforumschweiz.ch/möschberg-gespräche oder schriftlich an die Geschäftsstelle (Adresse siehe rechts).
Bei Fragen: Tel. +41 (0)44 520 90 19
Kosten: Tagung Möschberg Fr. 130.–, Mitglieder Bioforum Fr. 110.–
Unterkunft im DZ & Verpflegung (drei Hauptmahlzeiten inkl. Pausengetränke, Gipfeli) Fr. 179.–; Zuschlag EZ Fr. 30.–
Zwei Hauptmahlzeiten inkl. Pausengetränke, Gipfeli, Fr. 110.–

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 70. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle und Layout:
Lukas van Puijenbroek
Aebletenweg 32
8706 Meilen
Telefon 076 506 24 48
lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Nikola Patzel, Wendy Peter
redaktion@bioforumschweiz.ch

Layout dieser Nummer: Nikola Patzel

Redaktionskommission:
Christian Gamp, Sonja Korspeter, Nikola Patzel, Wendy Peter, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate: inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:
SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro

Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 1/16: 15. Februar 2016

Für aktuelle Infos:
www.bioforumschweiz.ch

Ich/wir werde/n Mitglied des Bioforums Schweiz. Die Mitgliedschaft beinhaltet das vierteljährlich erscheinende «Kultur und Politik», Einladung zu den Möschberggesprächen und zum Biogipfel mit Fachreferaten.

☐ als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
☐ als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
☐ als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname: _____

Nachname: _____

Strasse / Nr.: _____

PLZ / Wohnort: _____

E-Mail: _____

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:
Bioforum Schweiz, Lukas van Puijenbroek, Aebletenweg 32, 8706 Meilen

P.P.
CH-8706 Meilen
DIE POST